



Abonnements
nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buch-
handlungen und Postämtern des Deutschen Reichs
entgegen.

Angegeben am 11. April.

Der Jahrgang läuft vom 1. October 1885 bis dahin 1886.

Abonnements-Preis
bei allen Buchhandlungen A. L. — pro Quartel
bei unmittelbaren Postbestellungen A. L. — pro Quartel
Preis des einzelnen Nummer 10 Pf.

Die Hexe von Weimar.

Historischer Roman von Julius Grasse.

(Fortsetzung.)

Die ganze Erscheinung Kämmerers hatte etwas Imponirendes und zugleich Herausforderndes, so daß sie besonders die Heiterkeit der Jenerseits Studenten erregte; diese standen unserm vom grünen Markt am Eingang des Stadthauses und zwar gerade unter der berühmten Stadthausuhr, auf deren Zifferblatt mit jedem Stundenschlag ein bewegliches Männchen, der sogenannte „Maß“, hervortrat, sowie zwei aufspringende Bäckchen, die bei jedem Glockenschlag mit den Köpfen zusammenstießen.

Schon vorher erscholl aus den gässenden Volkshäusern wiederholt der Zuruf: „Guten Morgen, Herr Kämmerer!“ worauf sich der gravitätische Mann nach allen Seiten verneigte, als wenn ihm allein der Festzug zu Ehren gehalten würde.

„Aufgeschaut!“ rief jetzt Aloys Hemmeyer. „Da kommt der Maß von der Stadthausuhr in persona!“

Allgemeines Gelächter.

„Silentium, Junker!“ rief sein Freund Fritz Fuhrmann. „Wir sind hier nicht in Jena. Philister und Manichäer ringsum! Achtung, dort kommen die virgines formosae!“

Und sofort wandte sich die Aufmerksamkeit der Musensohne den herannahenden Schaaren der Knaben und Mädchen zu.

Zu der Gruppe der halbwüchigen Jugend, der ein weißgekleideter Knabe den zweiten Schild vorantrug, schritt ein junges Mädchen von sechzehn Jahren, schön wie ein Scarpus, auf den offenen blauen Voden einen Weichentanz, in der Hand eine Lilie. Ihr folgten, gleichsam zum Schutz, zwei ältere, reich gekleidete Bürgerstöchter, mit Rosenkränzen und vielfarbigen Bändern in den langen Böpfen. Offenbar gehörten diese Jungfrauen erst in die letzte Gruppe, aber es mußte wohl ein besonderes Vorrecht, vielleicht auch weltliche Eigenmacht sein, daß sie die anbedingte Zugordnung nicht einhielten, sondern sich so weit vorgebrängt hatten, um ihre jüngere Schwester unter den Augen zu behalten.

„Kreuz und Türlin!“ rief Hemmeyer, „mohin sind wir denn verzaubert worden? Blühen solche Viole und Lilien an der Elm, so quittire ich alsbald Jena und studire hier weiter meinen Horatius und Catullus in natura.“

„Sei kein Varenhändler, Junker, und halt Frieden!“ flüsterte ihm sein Kamerad mahnend zu, „Du machst uns sämmtliche

Moabiters und Philister auffällig. Wir werden die Schönen nachher schon finden, wenn wir gassatum gehen, oder heut Nachmittag im Schießgraben. Also Gehuld!“

„So kennt Ihr wohl die Nymphen schon und seid doch kaum einen Tag länger hier als ich. Wer sind sie denn?“

„Ei nun, ehrliche Bürgerstöchter, keine Gesponsen für uns,“ und dann raunte Fritz Fuhrmann seinem heißblütigen Gefährten ein Wort ins Ohr.

„Schon gut,“ brummte dieser. „Wenn Du und Ihre Anderen solche Haisensüße seid, werde ich Euch zeigen, wie ein flotter Burck sein Blut macht. Jetzt erst recht will ich sie kennen lernen. Kommt mit in die Kirche, wollen auch ein Tebenn singen, heißt das unseren Göttern, der Venus und dem Cupido. Nachher findet sich das Weitere.“

Und während sich die verzweigten Burcksen durch die Menge drängten, klangen die Kloden und donnerten die Böller, schmetterten die Trompeten und Heerpauken, bis die Letzten der feierlichen Procession in der dritten Pforte der Stadtkirche verschwanden, wo heute der Generalsuperintendent Contad von der Lage die Festpredigt hielt.

Drittes Capitel.

Der kirchlichen Feier des Vormittags folgte am selben Tage ein solennes Volksfest im Schießgraben, wo die uralte Armbrustschützen-gesellschaft jene Heimstätte hatte, die nach heute vorhanden ist, wenn auch um eine Straße hinausgerückt.

Nach im sechzehnten Jahrhundert von großer Macht und Pracht, die sich wiederholt bei massenhaftem Auszug nach fremden Städten Sachsens und Braunsens, Schwabens und Baierns, sowie bei festlichem Besuch anderer Schützengesellschaften kundgab, war die löbliche Zunft seit der Verwüstung und Verödung, die durch den deutschen Krieg über das ganze Reich gekommen war, in Verfall und Abnahme gerathen, bis am Schluß des Jahrhunderts, Dank der väterlichen Fürsorge der Landesfürsten, die meist selbst zu den ritterlichen Mäcenen und Mitgliedern der Waffenbrüderschaft zählten, ein neuer Aufschwung zu Wege kam.

Schon in den ersten Stunden des Nachmittags waren die Armbrustschützen in prägnantem Zug zum Schießgraben hinausgezogen, voran Trommler und Pfeifer mit dem Hauptmann,

dann der Schützenmeister mit zwei Gefellen, der Rüstmeister, zwei Kleinodmeister und die Siebener, nämlich die sieben Schießrichter beim Schießen; nebenher endlich in buntem Wamms mit Schellen behängt der Britschmeister, der zugleich die Rolle des Ordnung schaffenden Wärbels und strafenden Büttels oder Profosen verah.

Auch köstliche Gaben wurden von betränzten Bagen getragen: metallene Leuchter und Schüsseln, Kannen, Becher, Schilde und Fähnlein; zuletzt wurden an farbigen Bändern ein lebender Ziegenbock und ein grunzendes Schweinchen für den Saufuß geführt.

Längst schon herrschte ein buntes lärmendes Treiben unter den weitästigen Schattigen Linden und Kastanienbäumen des Schießgrabens. Er lag damals zwischen dem Frauenthor und dem Erkerthor an der Stadtmauer hin — auf dem nämlichen Raum, der später zur Esplanade und noch später zur Schillerstraße umgeschaffen wurde. In dem Theil des Grabens zunächst dem Frauenthor standen damals die Rahmen der Tischmacher und die Rechen der Seiler. Weiterhin zwischen Bischen und Lauben erhoben sich Buden für allerlei Kurzweil und Raschwerk; neben den Pfefferküchlein der Kannegießerstand, dazwischen Tische mit Kesselspielen und Tombola. Auch an Bellen für Schaulustige und Schaufeln für die Jugend fehlte es nicht, — ein buntes lustiges Bild, dessen Abglanz sich noch heut in den Sommerwochen des Bogelschießens draußen am Schießhausplatz erhalten hat.

Dorthin pilgerte Arm und Reich — Abel und Bürgerchaft; es wurde unter lustiger Halle wie an freistehenden Tischen munter getafelt und man ließ es sich wohl sein bei guten einheimischen oder fremdem Raumburger, Namansiedler oder Nürnberger Bier. Auch ein Stübchen Landwein oder feinerer milder Rheinischer wie feuriger Malvaister wurde nicht verschmäht, während an entlegeneren Stellen mächtige Keihen der landüblichen unvermeidlichen Bratwürste auf Kohlenfeuern zishten und praxelten.

Am interessantesten aber, besonders für den Eingeweihten, war die Reihe von Scheiben und Luftblättern an der Schießwand, die meisten von glücklichen Schützen gestiftet und mit grellen Farben gemalt. Da gab es Männer in Lebensgröße zu schauen: Zigeuner, Mohren und Türken, auch sinesische Tataren und vor allen den Kinderfresser, zu welchem der mythische Saturn germanisirt worden.

Unfern der Scheiben trieben die Jenenser Studenten ihr lautes Wesen, frische, verwegene, frohgemuthe Gefellen, die wir zum Theil schon am Morgen kennen gelernt haben. Auf den Ellenbogen gestemmt, vor sich die schäumenden Stübchen, führten sie lachend Unterhaltung über das bunte vielgestaltige Volksgeuhl. Am meisten fesselte ihre Aufmerksamkeit einer der Mittelische in der Halle, wo es schier feierlich und gravitätisch zuzug.

„Gleich einen Humpen Nürnberger gab ich zum Besten,“ rief Moys Hemmeyer, „wenn ich wüßte, wer die breite Pfauheime ist, dort unter den Säulen — scheint was Nobles zu sein.“

„Aha, Fuchs, das paßt Dir nicht,“ erwiderte Fuhrmann, „weil sie die kleinen Schwänen hiltet, die sie ausgebrütet. Kannst ohne Strupel sein, sie ist nur eine Bürgerfrau — ich hab mich erkundigt — nämlich die Mutter von den beiden Nymphen von heut Morgen — Familie Kämmerer. Hast ja den Herrn Papa auch schon bewundert, den Schellenkönig, der den zweiten Schild trag.“

Moys Hemmeyer war aufgestanden, nachdem er seine schweren Weiterhieseln bis über das Knie heraufgezogen hatte.

„Sieh Dich vor, Junker,“ mahnte der Freund. „Das ist hier anders bestellt als auf der Kirche von Camburg oder Cuniz. Ich weiß, die Weiden haben ihr Theil schon, sind fest verlobt, die eine mit einem Lübschen, der ein Wandwiler sein soll, die andere mit einem Seisenfieber. — Da gehen sie eben zum Tanz; — aber die jüngste, der Backfisch, ist noch frei —“

„Stern, Kreuz und Türken — das ist ja der Friedensengel von heut früh!“

„Hast Du Courage, probir Dein Glück, Junker. Uns ist der Grassaff noch zu jung.“

So ging die Unterhaltung hinüber und herüber.

In der That sah Frau Marie Kämmerer im vollen reichen Sonntagstraß inmitten einer großen Anzahl von Bürgerfrauen, die sie als Nachbarinnen oder Gefeundete umgaben wie Hofdamen ihre Königin.

Frau Marie war eine stattliche, noch schöne und äppige Frau von vierzig Jahren mit merkwürdig tiefen, bald lustigen, bald nachdenlichen stahlgrauen Augen, in denen sich viel Welt- und Erfahrung und Entschlossenheit, aber auch Herzengüte und Schalkheit spiegelten. Charakteristisch waren das scharfgeschwünte Profil, ihre breite intelligente Stirn und die feinen wohlgeschlegelten Hände. Nach dem soliden und geschmackvollen Costüm zu schließen, dessen Halskrause und goldgestickte Schaupe der schwarzseidenen Robe in den monströsen Aermelschuffen entsprach, wie nach den mancherlei blühenden Ketten und Ringen um Hals und Finger, hätte man sie für eine reiche Patriziersfrau halten können.

Sie war sehr lebhaft zu ihren Nachbarinnen, die mit Ehrfurcht zu ihr aufsahen. Wochten sie auch im Inneren die reiche Gevatterin nichts weniger als lieben, so hatten sie doch die herzlichsten Mienen und die bemühtigsten Worte bereit, dem Frau Kämmerer war heute ihre Gafigeberin.

„Nun, werthe Frau Was Zelle, noch ein Zimmbräzlein gefällig?“ fragte sie. „Wie rüstig Ihr Ehellekter noch aussieht bei seinen fünfzig Jahren! Aber das ist die beste Zeit bei den Männern. Was macht denn sein alter Hengschuß?“

„Bitte, ganz unberufen,“ kam zur Antwort, „diesmal hat Ihr Pechpflaster geholfen. Ich will nur wünschen, daß ihm Niemand weiter was anthut.“

„Und Sie, Frau Kammerverwalter Kentsch, wie stehen denn die türkischen Bohnen in Ihrem Garten? Ich freue mich jedesmal, wenn ich bei der Lottenmühle vorbeigehe. Und Ihr Jüngles, nicht wahr, hat's noch mit dem Johneu zu thun. Schicken Sie nur zu mir, ich hätte noch ein gutes Tränckchen.“

„Ja wohl, Sie sind eine Auszubirte, Frau Gevatterin. Sie schauen auf Alles und wissen Alles; — wo sie es nur herhaben!“

Frau Kämmerer lächelte.

„Und Sie, liebe Frau Hoffschlosserin,“ wandte sie sich zur Dritten, „noch ein Gläschen Muskat gefällig? Wie geht es dem Susannden in Magdala?“

„Mein Gott, die möcht wohl gern in den heiligen Ehestand treten, aber wo es noch am Besten fehlt, da heißt es sich nach der Decke strecken. Da haben Sie es besser, — drei liebe Töchter, und bald zwei ehrengeste Ewams. Ja, wer so klug und fürsichtig ist, dem steigt das Glück durch den Schornstein herein.“

„Meinen Sie?“ lächelte Frau Kämmerer ironisch.

„Ja, ja,“ hieß es im Chorus. „Man weiß schon von geheimen Kräutlein. Und ein Hedeppennig schadet auch nichts.“

„Da haben Sie Recht,“ fuhr Frau Maria in ihrem ironischen Tone fort, „aber freilich das Beste dabei ist Schweigen, man muß den Leuten nicht Alles sagen.“

„Über ein Weniges könnten Sie doch verrathen,“ meinte die Hoffschlosserin Kaufmann. „Da hat mein Mann einen verwunderlichen Traum gehabt verwichene Nacht, und Sie wissen ja das Alles so schön auszulegen, und allemal ist es eingetroffen.“

„Was ist es denn, Frau Hoffschlossermeister?“ riefen die anderen Neugierigen.

„Diesmal geht es den Herrn Kämmerer selbst an,“ antwortete diese mit wichtiger Miene. „Mein Mann hat ihn auf einem weißen Elephanten reiten gesehen, ringsum mit Schellen behängt und auf dem Kopf eine mächtige Krone mit Pfauenfedern.“

Frau Kämmerer lachte. „Das wäre nun nichts Besonderes, denn ein Schellenbaud ist er immer gewesen; aber bitte, sagen Sie ihm nichts davon.“

„Und denken Sie, was mir geträumt hat.“ warf eifrig die Portenwächlerin ein. „Ich sehe am offenen Fenster und all meine Wäsche, Nachhauben und Kleider und Jaden fliegt Alles zum Fenster hinaus wie Fiebermäuse.“

„Da werden Sie wohl noch einen schweren Aetger erleben, Frau Nachbarin,“ versetzte Frau Kämmerer; „aber reben wir lieber von etwas Anderem. Träume sind Schäume, und das Auslegen hat schon Manchen zum Narren gemacht.“

So ging das Gespräch noch eine Weile hin und her. Man fand an der hochachtbaren Frau Gewatterin Alles vorzüglich. Man pries ihr Geschäft und ihre Besitzthümer, vor Allem ihre schönen Töchter und ihren klugen Mann.

Frau Kämmerer wußte mit annäherlicher Art, wenn auch mit innerem Widerstreben die Complimente zurückzugeben. Endlich sagte sie:

„Sie meinen es gewißlich recht gut mit uns, meine Lieben, aber wie nicht Alles gülden ist, was glänzt, so braucht auch nicht Alles Noth und Kummer zu sein, was niedergedrückt. Auch das Glück ist manchmal schwer zu tragen und bringt Sorgen in's Haus. Da sind nun meine Jungfrauen. Wenn's nach meines Mannes Sinn ging, hätten sie lieber noch warten sollen, aber ich denke, es ist besser ein einfach bürgerlich Auskommen, als hoch hinaus trachten. Wenn wir warten wollten, käme ja leichtlich etwas Vornehmeres nach, aber dies Schlenzen und Scherwenzeln taugt zu nichts, und arbeiten sollen und müssen sie auch wie alle Anderen. Diese Damens, wenn man sie sieht mit dem Schooßhundel auf dem Arm, die Brust engelschmückt mit Taffet und Atlasnesteln, mit der welschen Contusse und Risöröden und auf dem Haarthurm die Schäferhüte. Der Herr Archivarius Neumark nennt das gottloses Wesen. Nun, wenns auch nicht an dem sein sollte, ist mir unsre altdeutsche Tracht und Zucht doch lieber, und wenn man's auch gleicherweise so haben könnte, ist mir's so commodor, und commodor muß ich Alles haben um mich, das ist! mal so mein Recept. . . Da die Jüngste,“ fuhr sie fort und deutete auf den reizenden Friedensengel! — das junge holdselige Kind sah wie geistabwesend am unteren Ende der Tafel — ja, die jüngste macht uns noch das meiste Kreuz. Nun, Dorothea, was sinnirest Du, Kind? Wohin spazieren die Gedanken wieder? Siehest ja schier wie im Kirchstuhl. Raff Dich zusammen, da kommen junge Herren und gar von den Hochgelehrten aus Jena!“

„Für uns große Ehre, werther Herr,“ fuhr sie fort, als Mloys Gemmeher eine Aufforderung zum Tanze wagte. . . „Was sagt das Kind? Sie wäre unpaß heut. That uns recht leid, sehr werther Herr, aber wirklich, die Kleine ist auch noch nicht flügge, ist nur zum Zuschauen mitgenommen. . . So ist sie nun, fuhr sie gegen die Nachbarinnen gewendet fort, als der Student nach empfangenem Tode sich entfernte hatte. „Wer kann sich auskennen mit solchem Eigensinn und Züwib, obihon ich im Grund damit doch nicht ganz unzufrieden bin.“

„Was meinen Sie, Frau Was,“ flüsterte die eine der Bürgerfrauen zur anderen, „der sind nicht einmal Studenten gut genug. Mücht wissen auf welchen Prinzen sie wartet.“

Mit stiller Sorge blickte Frau Maria auf ihre jüngste Tochter, mit noch größerer aber auf ihren Oanten, der sich lebhaft beim Scheidenschicken betheiligte und deshalb nur selten zum Familientische zurückgekommen war. Aber auch dann zeigte er eine Unruhe, Hast und Bestimmtheit, die dem waderen Manne sonst nicht eigen waren.

„Ich weiß wahrlich nicht, was mit dem Abraham heute ist,“ sagte Frau Kämmerer für sich selbst. „Seit er Morgens den Friedensschild hat tragen dürfen, ist kein Auskommen mehr mit ihm. Ueberhaupt je besser es uns geht, desto ungeberdiger wird er und sucht mit aller Welt Streit. Was für ein Ende soll das nehmen!“

Abraham Kämmerer befand sich in diesem Augenblick jenseit des Haupteingangs der Schießhütte in der Nähe der Brat-

wursthauer, deren blauer Rauch wie eine dicke Wolke über den sonnenbeschienenen Felten schwebte und die Volksgruppen einhüllte wie der Pulverdampf eines Schießfeldes.

Auch hier gab es Kompis, wenn auch nur mit Worten, denn Kämmerer bestand einen heftigen Disput mit einer alten Frau, der er schon geraume Zeit vorsichtig aber vergeblich ausgewichen war, denn die Alte schien sich an seine Trefen geheftet zu haben.

„Ich bitte, gestrenger Herr Kämmerer — ich bitte um Gottes Barmherzigkeit willen, hören Sie mich an!“

Da ergriß sie Kämmerer bei der Hand und führte sie abseits hinter die Felle, um jedes Ausschauen zu vermeiden.

„Gute Frau Buntel, ich sag es Ihr nochmal, hätte Sie Ihre Junge im Raum und bringe Sie mich nicht in's Geschrei! Was verfolgt Sie uns bis hierher — bis in den Schießgraben? Siehet Sie nicht, daß wir in wichtiger Action sind?“

„O mein Gottchen,“ erwiderte die geblühte alte Frau und stützte sich mit beiden lachernen Händen auf ihren Stock, „wie kann man so ausblindigen Muths sein, wenn man den Armen den Fuß auf den Nacken setzt!“

„Toll'es Zeug! Ich setze keinem Armen den Fuß auf den Nacken. Was soll solches Gered? Hab Sie Respekt vor einem Mann bei der Stadt und lasse Sie mich in Frieden!“

Damit wollte er sich losmachen, aber die Alte hielt ihn am Hockarmel.

„Nein, Herr Kämmerer, Sie müssen mich hören! Sie haben verwichenen Mond meinen Hund Weichler aus Ihrem Haus davongejagt, und ist doch ein so eheliches Wut, wie es nur eines geben kann, ein Vamm das kein Wasser trinkt, mein einziges Kind, das mir bleiben ist von fünf. Wer soll das alte Mutterchen einmal ernähren im Alter, wenn's nicht mein Herzensjunge thut; denn in's Spittel mag ich nicht. Und nun jagen Sie ihn davon — o Herr, die Schand vor den Venten, die Schand!“

„Ehrlich hin, ehrlich her — ich kann den Schein nicht brauchen. Seht Sie zu, wo Sie ihn unterbringt.“

O, Herr Kämmerer, mit bösen Worten ist nichts gethan noch bewiesen. Ich will Ihnen die Wahrheit sagen: Sie meinen, wenn er einmal ausgelernt hat, könnt er Ihnen Schaden bringen als Meister, drum wollen Sie ihm im voraus etwas anhängen, das ihn schimpfirt.“

„Und wenn's so wär,“ fuhr der Unvorsichtige heraus, „wer will den Müller zwingen, den Mühlgraben zu theilen, der grad nur ein Had treibt — und theilen mit dem Ersten Besten? Aber ich will Euren Schaden nicht. Da nehmt —“

Und er griff in die Tasche, um der alten Frau einen Rosenobel und einige Engelthalen zu geben.

„Ich mag Euer Satansgeld nicht!“ rief die Frau erbittert, „nicht um Alles in der Welt, bei meiner Seelen Seligkeit! Aber da sieht man's, bei Euch ist der Mammon Alles und der Dämon hat Euch das Herz abgezehrt. Herr, ich möchte nicht in Eurer Haut steden. Wer selbst Berg am Boden hat, der soll sich sein duden, halt den Kopf hoch zu tragen!“

„Pade Sie sich zum Tempel hinaus!“ rief jetzt Kämmerer in hellem Zorn und wollte die Friedensstörerin schleunig verlossen, als sein Blick auf einen untergeigten grouhaarigen Mann fiel, der in der Nähe stand und offenbar Zeuge des Wortwechsels gewesen war.

„Ah, das ist gut, Herr Müller, daß man Euch hier trifft,“ rief Kämmerer ihm zu. „Da schaut, wie man sich herumschlagen muß und seines Lebens nicht froh wird.“ Jetzt bemerkte er die höhnische und schadensfrohe Miene des Angeredeten und setzte hinzu: „Es scheint mir, Ihr habt Alles mit angehdrt. Freilich Ihr habt auch noch einen Swan mit mir als Budebruder, das können wir ein andermal abmachen. Weß schon, weil Euer Gesell Nicol Keim von meiner Frau zur Rede gesetzt worden ist in der Kalenderjache — soll gesagt haben. Ihr hättet mehr gedruckt als bestritt waren, um eigenen Handel zu reiben — Unsinn! Das macht nur mit meiner Frau selber aus. Wenn Ihr aber diese Reden in Umlauf setzt, so habt Ihr's

mit mir zu thun und unsere Kundschaft ist zu Ende, mecht Euch das, Heute hab ich keine Zeit, mich mit Bewerbesachen herum zu ärgern. Hier heißt es ruhig Blut und ruhige Hand. Da schellen sie schon! Mein Amt ruft mich und ein braver Schütze gehorcht. Ihr sollt mir die Humores nicht verderben. Gott befohlen!"

"Ein Grobian seid Ihr und ein Prahlhans!" sagte der Buchdrucker Müller hinter ihm her. "Geht mit mir, Frau Dunkel. Solcher Hochmuth kommt vor dem Fall."

Abraham Kämmerer war inzwischen mit großen Schritten zum Schießstand geeilt, von wo sein Name gerufen wurde.

Eine Minute später erscholl Trommel- und Trompetenton, zugleich hörte man den viestimmigen Ruf: "Kranzschuß, hurrah Kämmerer!"

"Das muß man sagen, zum besten ist's," ächzte die alte Frau, indem sie einen bösen Blick auf das bunte Gemüth um den Schießstand schob. "Gift und Galle möchte man schlucken, wenn solch einem Leuteschinder das Glück schesselweise zufällt. Aber es steckt noch Anderes dahinter. Kommt, Herr Müller, wir versehen uns. Zuletzt wird der Keug voll und dann läuft er über. Man kann lange schweigen, aber wenn's Zeit ist, will ich reden, daß ihm die Ohren gellen."

Damit hob sie drohend ihren Krückstock und humpelte dann neben dem Buchdrucker davon.

Am Tische der Frauen war inmittels freudigste Aufregung. Frau Marie Kämmerer erhob sich, um ihrem Gatten entgegenzugehen. Andere Freunde und Bekannte des Hauses schlossen sich an. Sonst wohl und auch heute hatte sie dem eilen, etwas wunderlichen Manne tröstend zugesprochen, wenn er das Stichblatt der Anderen war oder durch irgend einen Verstoß Aufsehen erregt hatte. Um so mehr erfreute sie sein unverhofftes Glück, und sie eilte, den Triumph des Gatten zu theilen.

Mit strahlender Miene, eine Fahne in der Hand schwingend, kam der Sieger ihr entgegen. Gleich darauf wurde ihm von den Siebenenern ein Blumenkranz mit einer Citrone überreicht, dazu ein Duzend zinnerne Köffel. An dem Kranze hingen „Kleinodien“ von Schmelz und Bernstein.

Nun hieß es seinen Spruch sagen, denn es war alter und strenger Schützenbrauch, daß jeder Treffer einen Vers singen oder wenigstens ein Räthsel aufgeben mußte.

Abraham Kämmerer besann sich auch nicht lange. Gravitätsich wog er den Kranz in seiner Hand und sang dann mit Pötkos:

„Der David traf den Hosen Goliath,
Und mit der Lanze warf ihn Saul. —
Deshalb ist auch mein Vers mit Faul.
Ein guter Schuß will List und Rath;

Doch wen Gott Amor selbst mit seinem Pfeil getroffen,
Der kann sein Glück und Heil nur von der Liebe hoffen.“

Allgemeiner Beifall und lachender Zuruf lobte die etwas dunkeln, aber gerade deshalb bewunderten Verse, während Kämmerer den Kranz auf das Haupt seiner Frau setzte, die zwar erröthete, doch sich stolz und glücklich lächelnd im Kreise umfaß.

Als man zum Familientische in der Halle zurückkam, waren wohl die beiden ältesten Töchter Concordia und Veronica in Gesellschaft ihrer Verlobten anwesend, um vom Tage auszurufen, aber jetzt fehlte die jüngste, Dorothea, und Niemand, weder die Frau Bas Beske, noch die Frau Kammerverwalter Rentsch, geschweige die taube Hofschlosserin Kaufmann wußten zu sagen, wohin „das Kind“ inzwischen gerathen sei.

Vielleicht war sie beim Pfefferkühler oder beim Rasselpiel, vielleicht beim „lebenden Mann“ oder beim indischen Wauker, der mit goldenen Kugeln und blühenden Dolchen warf und merkwürdige kunstvolle Kruxweil trieb.

Viertes Capital.

Am den Schießgraben herum nach der Seite der Stadt wucherte allerlei Buschwerk, Haselsträucher, Ginster und wilder Epheu, der die uralte morische Stadtmauer überkleidete. Da gab es auch lustige Gänge, verwachsene Lauben und verflochte Pförtchen, die vom Außenwerk des Erfurter Thors in's Freie führten.

Unter einem dieser Pförtchen, überschattet von einem breitflügeligen Flieder stand ein blutjunges Pärchen, fast kinder noch, in flüsterndem Gespräch, während Trompeten- und Pautenklang aus dem wogenden Tumult des Festplatzes herübererscholl.

Es war ein junger wohlgewachsener Bursch von schmächtigen Gliedern, mit langen schwarzen Haaren und bleichen Wangen, über denen ein paar hellblaue kluge Falkenaugen blühten. Er war fast etwas zu klein für sein Alter, denn er zählte bereits siebzehn Jahre, aber die schwarzbuschigen Augenbrauen über den hellblauen Augen gaben ihm etwas Keifes und Männliches. Dazu sein verschoffenes, sonst sauberes Wammus von grünem Tuch und sein schiefes Filzhütchen, auf dem der bunte Flügel eines Nashähners prangte — man sah, daß der junge Bursch in gewissem Sinne Geschmac und Unternehmungsgest besaß.

(Fortsetzung folgt.)

Der nördlichste Badeort Europa's.

(Mit Illustration.)

Wen überflut nicht ein gelindes Oruseln, wenn er die dürftigen Anlagen erblickt, wie sie unsere Illustration auf der folgenden Seite darstellt, und wenn er erfährt, daß dies ein Badeort ist, der hoch oben unter dem 64. Grade nördlicher Breite am Weissen Meere liegt.

Dieser Seebadeort nennt sich Sjusma. Schwerlich ist er in irgend einem Reisebuche oder Bäder-Verzeichnis zu finden, und schwerlich würde auch einer derjenigen Badereisenden, welche sich den Reizen eines erfrischenden Seebades ergeben wollen, Lust haben dieses kalte Elysium aufzusuchen.

Nichts desto weniger ist es interessant, dasselbe kennen zu lernen. Sjusma ist ein armes Küstendörfchen an der Küste des Weissen Meeres, 90 Meil von Archangelst gelegen, an der Poststraße nach Orega. Sjusma ist merkwürdig als der einzige Ort am Weissen Meer, an welchem Kranke ärztlich verordnete Seebäder genießen. Die Bewohner der Umgegend suchen hier schon längst Heilung, aber besondere Aufmerksamkeit wurde auf den Ort erst im Jahre 1830 gelenkt. Seit jener Zeit kamen zahlreiche Fremde nach Sjusma. Es gab Jahre, in denen so viel Fremde hier waren, daß alle Häuser (die im Norden ziemlich geräumig sind) voll von Patienten waren.

Das währte wohl 30 Jahre, dann kam Sjusma aus der Mode, der Besucher wurden immer weniger, und nun ist Sjusma beinahe verpuffen. Der Mangel an örtlichen Bequemlichkeiten und hygienischen Einrichtungen, sowie die dürftige Verbindung mit den großen Reisewegen sind wohl die Hauptursachen dieses Niederganges.

Die heilsame Wirkung der Seebäder in Sjusma ist in der mildesten Jahreszeit ungewisselhaft, wenn nur irgend Jemand auf den Gedanken käme, in einem so fern gelegenen Ortchen die passenden Einrichtungen treffen zu wollen, was für die Bewohner des Ortes natürlich eine Wohlthat wäre.

Die Nähe von Archangelst giebt den Küstenbewohnern ihren Verdienst und Lebensunterhalt. An den Ufern giebt es viele Wälder, doch wird Holz selten gekauft. Das Leben ist ungemein billig, an Fischen Ueberfluth; jeder Hausbesitzer treibt seinen eigenen Fischfang. Die Bewohner kann man als ziemlich wohlhabend bezeichnen und ihre Wohnungen sind, wie gesagt, geräumig, doch zum Theil, seit dem Niedergange des Bades, vernachlässigt und für Fremde wenig einladend.



Der nördliche Absort Europas: Sinesma am Weißen Meere. Gezeichnet von Bifoff.

Meines Lebens Roman.

Von R. von Schen.

(Fortsetzung.)



„In, Mädchen, man bleibt nicht immer achtzehn Jahre alt,“ sagte die gute alte Tante, die aufgeblichen war, neugierig auf das Tebit meiner Schwester, der es nicht besser ergangen war als mir. Sie wollte mich beglücken.

Ich war aber nur um ein Jahr älter als die goldene achtzehn. „Und Heims, Start's, Alma und Ida?“ warf ich ein.

„Papa lebt nicht mehr,“ seufzte die Mutter. „Unsere Stellung! Ja wenn Du den Präsidenten geheiratet hättest, dann wäre es jetzt anders.“

Die Mutter berührte den Grund.

Also entweder ein Vater, oder ein Gatte giebt uns Mädchen die Stellung, ist nötig zum Glück, dachte ich bei mir. Ich biß die Zähne aufeinander, ich ärgerte mich über die Welt — und doch hing ich an ihr mit allen Fasern meines Herzens. Gätte in diesem Moment der Präsident um meine Hand gebeten, er hätte sie bekommen, aus Sehnsucht nach ihr und aus Zorn über sie.

Er that es nicht, er lebte, wie man sagte, nur noch der Kunst und Wissenschaft und war zur Zeit in Italien. Er that es nicht; ich wurde vor einem thörichten Streich bewahrt.

Einsweilen gab es lange traurige Tage. Elfriede war wohl sanfter als ich, doch ebenso stolz. Da wir Beide nicht hatten, was einem Mädchen Stellung in der Welt giebt, weder Vater noch Gatten — das Geld that damals in unseren Kreisen noch nicht so viel, außerdem hatten wir davon auch nichts — so faßten wir den festen Entschluß, lieber allein bei uns, als draußen überflüssig zu sein und nie wieder „auszugehen“.

Einerseits sah dies meine Mutter nicht ungern; die Toiletten waren theuer, auf die Dauer drückend, wenn nicht unerschwinglich für unsere Klasse. Dann war das Ausgehen auch für sie mit bitteren Erinnerungen verknüpft, die Unmöglichkeit, die Einladungen zu erwidern, ihr doppelt peinlich bei der Gewohnheit an ein stets offenes, gastreiches Haus. Andererseits aber seufzte sie auch ob unseres Entschlusses; denn als eine gute Mutter wünschte sie uns zu verheirathen und sah hierfür keinen anderen Weg. „Zu meiner Zeit wurde ein fleißiges, häusliches Mädchen hinter dem Ofen hervorgehoben, und jed' Tüpfchen find't sein Deckelchen,“ tröstete abermals die gute alte Tante, die den Lauf der Welt kannte. Und ich hoffte mit ihr, denn auf die neue Weise gefiel es mir nicht, und auf jene Weise nur konnte es anders werden, hatte man mir gesagt.

Nun, wir waren häuslich und fleißig, theils um nach Tantschens Anweisung das Glück zu ertingen, das schon zur Zeit der Nibelungen die Mutter Ute der schönen stolzen Kleinhilde als das einzige preist, theils und wohl mehr noch, weil es die kleine Pension und noch kleinere Revenue der Mutter ersforderte.

Aber Tantschens Erfahrungen hinsichtlich des „Herivorholens hinter dem Ofen her“ mußten antediluvianische sein, und was ihre Behauptung von dem Irdbegeschire anging, so muß wohl der liebe Gott neuerdings ein anderes Princip — wenn Tantschen in dieser Beand'e correct unterrichtet war — bei seiner großen Thronfabrik eingeschikt haben: denn es fand sich „kein Deckelchen auf's Tüpfchen“, kein Freier für uns arme Mädchen; wo wir häuslich und fleißig saßen, da blieben wir auch sitzen!

Und die Tage wurden immer länger, immer trauriger für mich; die Dreistündel-Existenz, wie ich mein jegiges Leben mit seinen Einschränkungen und Entbehrungen, seinem Stricken und Fäden, seinem Stopfen und Nähen, einer Promenade im Park, die nichts kostete, einem Kaffee, der mich langweilte, dem Romanlesen und Musizieren, bei dem mir alles frühere Vergnügen schwand, unerträglich.

Es war dies vielleicht undankbar, gewiß Vielen unbegreiflich, denn meine gute Mutter mahnte oft: „Eugenie, sieh doch

unter Dich!“ oder: „Sei zufrieden daß Du leben kannst!“ Nach meiner sanften, stolze Schwester klagte nicht. Ob sie litt wie ich? Ich glaube kaum, doch weiß ich es nicht. Ich weiß nur, daß ich mich nicht zufrieden geben konnte und mit dem Schicksal zankte, daß es nicht anders werden wollte. Daß es in meiner Machtstand, es anders zu gestalten, daß nicht Einer wie der Andere mit Dem zufrieden sein kann, was sich ihm ungefragt bereitet, daß der Mensch, auch wenn ihm die nothwendige Sorge um das Dasein abgenommen, — was immer ein Glück ist — auch nach einem Inhalt strebt und streben soll, der seinem Leben erst rechten Werth verleiht, daß er es in jeder Weise zu erhöhen, zu verschönern suchen muß nach einem Naturgesetze, das wußte ich damals noch nicht. Ich hatte eben nie über dergleichen nachgedacht, ebensowenig begriffen, daß nur die Noth, der Schmerz, die Sehnsucht und die Liebe, von Jedem nach seiner Weise empfunden, die Urheber aller Entwicklung in der vervollkommnung des Menschen und durch diese der Menschheit sind. Ich fühlte mich elend; ich sehnte mich hinaus aus dieser stillen einsömigen Existenz nach „Leben“, wie ich Alles, was mir fehlte, zusammenfaßte. Meine Natur rebellierte gegen Das, was man von mir zu sein verlangte. Warum?

Heute habe ich es begriffen, und hierin die Entschuldigung für manches Fehlen gefunden, die Berechtigung zu dem von mir eingeschlagenen Wege bewiesen. Mein Temperament war zu feurig für die Stille, mein Geist zu lebhaft für die Einformigkeit, meine Phantasie zu bewegt, um ruhig zu bleiben mein Herz zu heiß, um mit Mutter- und Geschwisterliebe sich zu begnügen, meine Anlagen zu reich, meine Kräfte zu viel, um sich nur im Stricken und Nähen zu verbrauchen. Und da man lange schon der Natur des Menschen ihr Recht wiedergegeben, neuerdings auch der individuellen, da man ebenso erfahren hat, daß sich jedes Recht, welches verleht wird, rächt — auch das der Natur, und das zumeist — daß jede unbenuzte Kraft sich schädigend gegen sich selbst wendet, gewissermaßen auf eigene Kosten schafft, gleichviel was und wie, so wird man es, wenn nicht gerade in der Ordnung finden, doch verzeihen, daß ich auf böse, thörichte Gedanken kam und blaß, mager und nervös wurde.

Bweites Capitel.

Um diese Zeit kam Fritz zum ersten Mal auf längeren Urlaub nach Haus; ein Sonnenblick für mich — doch davon später. Seine Hand fuhr über mein Haar, das that so wohl. Sie hatten zu Haus mich lieb, sie waren gut zu mir, doch Niemand, seit Papa gestorben, war zärtlich gegen mich. Er schenkte mir Blumen, führte mich spazieren, in das Theater und Concert; er sprach mit mir über Literatur und Kunst, meine alten Interessen lebten wieder auf, da sie Jemand mit mir theilte. Denn Elfriede war still, Mama hörte lieber eine Kaffeegeschichte, und Tantschen, das treue, gute, war alt und ich war jung.

„Arme Eugenie!“ sagte Fritz, als ich ihm von meinem Leben und Leiden erzählte. „Ihr lebt auch traurig.“ Dann: „Du bist jung und schön, bist ein Weib — Du sehnst Dich nach Bewunderung — Liebe,“ endete er weich.

Ich senkte den Kopf. Unrecht konnte ich ihm nicht geben: ich war viel zu gesund, harmonisch und auch edel weiblich angelegt, diese nicht zu entbehren, und viel zu aufrichtig, um es mir nicht eingestehen. Aber ich war auch stolz. „Wenn die Liebe nun nicht kommt?“ scherzte ich lachend.

„Unmöglich — dann wäre Dein Leben verfehlt; ohne sie giebt es kein Glück für das Mädchen.“

„O da alte Mutter Ute in Gehalt eines jungen Lieutenant's,“ neckte ich ihn. Mein hartes Selbst rebellirte, daß mein Wohl und Wehe so ganz allein von einem Manne abhängig, mein Leben

nur durch einen solchen geweicht und, wenn ich ihn nicht fond — was mir damals ziemlich sicher schien — verloren sein sollte. Ich schüttelte den Kopf: „Könnst' ich nur etwas schaffen, Fritz, aber so etwas Recht's, Ganzes, Schönes! Ich glaube, mir wäre besser.“

„Aber was, Eugenie?“

Das wußte ich nicht. Indeß war ich doch mit diesem Gedanken dem Schaden meines Lebens nahe getreten.

Denn auch das Weib muß schaffen: entweder für den Einen, der ihr Alles ist, oder für das Allgemeine, Gute und Schöne, Hohe und Heilige, Große und Kleine in der Welt, in welchen sie, wenn er ihr versagt ist, allein für ihn Erfolg suchen und wieder finden kann. Wohl der, die hier ein einziges Ganzes findet, denn sich in einem auszuheben, ist ihrem Geschlecht eigenthümlich. Wohl der, die hierin ihrer Individualität wieder folgen kann, und wehe ihr, wenn sie hierin die Grenzen ihres Geschlechts überkreuzt!

Am nächsten Tage nach dieser Unterredung mit Bruder Fritz nahm er mich mit, die Familie eines seiner Freunde zu besuchen, die er in der Garnison bei jenem kennen gelernt hatte. Er hoffte, der Besuch würde mir eine angenehme Zerstreuung sein. Ich hatte zu der Aufforderung etwas spöttlich gelächelt, denn es war ein einfach bürgerliches Haus, wie ich noch nie eins betreten, war dann aber, Fritz zu Gefallen, mitgegangen.

Und doch, wie wunderbar wohl fühlte ich mich gleich unter den mir eigentlich doch so fremden Menschen! Welch einfach herzlich Empfang! Sie schienen Fritz wirklich gern zu haben, und nahmen auch darum mich gern bei sich auf. Die Unterhaltung, obwohl weit entfernt von dem eleganten Geplauder, das ich gewohnt war, in welchem Geist und Witz ihr funkelndes Spiel trieben, — freilich auch oft um ein Nichts, die Form leicht gefällig genug, einem Nichts selbst Reiz zu verleihen, — machte mein Herz warm und froh. Der Vater, Organist an der Kreuzkirche, ein älterer Mann mit mächtigen Kopfe und einer Beethovenstimme, besaß Bildung und einen gesunden Humor; die Mutter eine behäbige Frau, Ingegnant, mit rothen Apfelbäden, einer nimmermüden Zunge, die stets frisch vom Herzen — hier glücklicherweise von einem guten — weg redete. Dann waren noch vier Schwestern da: häßlich, unglückliche Verbindungen der elterlichen Eigenschaften, der Beethovenstimme und der Apfelbäden; sitzengebliebene alte Jungfern, wie ich eine werden mußte — denn je jünger man ist, je älter dünkt man sich in einer gewissen Lebenszeit — aber heiter, froh, zufrieden, ja glücklich!

Das war mir räthselhaft. Ich begann zu inquiren, natürlich anständig, aber doch nachdrücklich, und bald wußte ich über sie Bescheid. Die älteste war Lehrerin. Sie liebte ihre Stunden, ihre anvertrauten Kinder; freilich waren diese ungezogen, jene mühsam und schwer, aber das Unterrichten war ein so schöner Beruf, das Leben so herrlich ausgefüllt mit ihm! Die zweite — sie war Directrice in einer Blumenfabrik — hing gleichfalls fast zärtlich an den feinen, duftigen Geschöpfen ihrer Finger und verdiente mit ihnen, wie sie sagte, ein hübsches Stückchen Geld. Die dritte — sie erzählten mir Alles — erklärte sanft und bescheiden, sie habe gar kein Talent, sie nähe nur Hemden für ein Geschöß, doch die Arbeit rief jeden Tag; so wisse sie doch, wozu sie auf der Welt sei, denn die Mutter, o die versorge den Haushalt allein, kräftig wie sie war. „Und ohne Arbeit könnst' ich das Leben nicht ertragen, mich auch an meinen Freunden nicht freuen,“ schloß sie entschieden ihren Bericht.

Verwundert sah ich hier lauter neue Verhältnisse, hörte lauter mir unbekante Anschauungen. Verwundert und erwartungsvoll blickte ich nun zu der jüngsten hin, die, wie im Märchen, die hübscheste war.

„Ich will Ihnen zeigen was ich thue,“ antwortete sie

lächelnd meinem tragenden Blick, und führte mich eine Treppe höher in ein großes Zimmer.

Sofort waren hier meine Blicke von einem Bild gefesselt, das, noch auf der Staffelei lehrend, eben vollendet schien. Links im Vordergrund stand ein Häuschen, traumlich umraucht von grünen Blättern und blauem Wein, so köstlich frisch und duftig, daß man hätte zugreifen mögen, wie der prächtige Knabe dabei, welcher mit einer Hand die gepflückten Trauben an die Brust drückend, immer noch mit der andern nach andern reichte, vermuthlich für das jüngere Schwesterchen neben ihm, oder für den Vater dort auf der Bank an dem reinlich gebesserten Tisch unter dem Lindenbaum. Es mußte der Vater sein, man sah es an dem Blick, mit dem der stätlich kräftige, hübsche junge Mann was sein war umging: die keinen Traubensplünderer, die junge anmuthige Frau, die eben eine dampfende Schüssel in den Händen, ein Gläs Wein für den von der Arbeit Heimgekehrten auf den rothen Lippen, aus dem Hause trat, an dem Bild, mit dem er das Restituten, ein blondes blühendes Mädchen, auf seinen Knien schaukelte, dabei den Arm nach dem Drittgeborenen streckte, der, so schien es, mit Erfolg sein Recht auf den Lieblingsplatz neben jenem geltend machte. War es der Ausdruck in all den hübschen frischen Gesichtern hier, so mannigfach verschieden und doch so eins in sonnigem Glanz, war es die eigenthümlich friedliche Stimmung des einfachen Gegenstandes, der Landschaft, verklärt vom Abendlicht: mir wurde so himmlisch wohl, so selig ruhig zu Muth. Ich sagte es Fräulein Wichmann.

Sie nickte heiter: „Dafür ist es auch mein Feierabend, Ruhe, Friede, Freude nach wohlbedachtem Tagewerk, ein Leben in der Natur.“

„Wie glücklich müssen Sie sein, etwas so Schönes schaffen zu können!“ kam es mir unbewußt über die Lippen, und darum wohl auch dem tiefsten Herzen heraus.

In diesem Moment wurden wir abgerufen. Man bat mich, etwas zu singen. Fritz halte, wie immer meines Lobes voll, von meinem Vortritte erzählt. Ich wählte ein Art'sches Lied, mit dem ich einst Futore gemacht; Herr Wichmann begleitete mich.

„Eine Prachstimme!“ fuhr er, als ich geendet, heraus. „Können Sie nicht etwas Anderes?“ Es schien, er dachte gar nicht daran, daß ich wohl einen Dank erwartete, und auch ich vergaß die etwas rauhe Frage über dem Entzücken, das so ehrlch aus den Augen unter der Beethovenstimme hervorleuchtete. Er legte die Arie aus Hans Heiling auf. „Um?“

Ich nickte, wie oft hatte ich sie gesungen, „brillant“, wie man mir auf Ehre versicherte. Ich sang.

Mein Begleiter schnitt furchtbare Gesichter. Dann brach er los: „Rein, das geht nicht! Keine Schule, kein Verständniß!“

Ich war fassungslos, empört! Auch er erschrock jezt; dann nahm er meine beiden Hände: „Liebes Fräulein, vergehen Sie einem alten Musiker. Bei Jhrrr Stimme kann man nicht ruhig bleiben, und die Galle läuft einem über, daß da so viel verbummelt ist. Aber singen Sie doch noch etwas!“ Er legte eine leichtere Composition auf. „Wenn es auch schlecht geht; ich helfe nach; es klingt doch wunderbar!“

Ich muß gestehen, man hatte mir noch nie so zweifelhafte Complimente gemacht; ich wußte nicht, sollte ich weinen, lachen oder ihm den Rücken kehren. Da begann er zu spielen — und ich sang, und merkwürdig, noch nie hatte mir mein Singen so gut gefallen. Sein Tadel klang mir herscherbender als der einstmalige Beifall unsezer Gäste; ja das Gefühl von Unersiebigkeit, von Leere, daß mich auch in der letzten Zeit bei dieser einstmaligen Lieblingsbeschäftigung beschlich, war heute verschwunden!

(Fortsetzung folgt.)

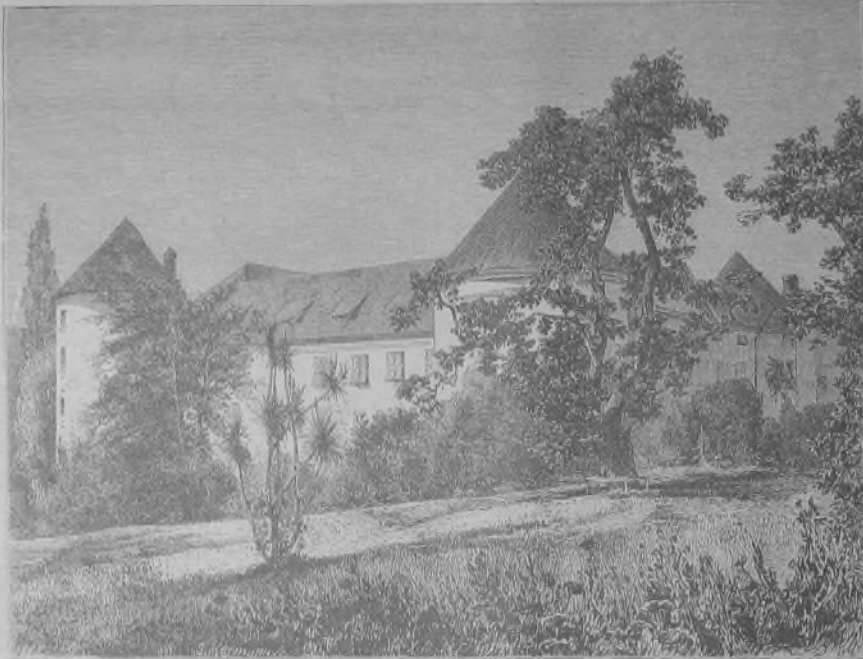
Zur Erinnerung an Anastasius Grün.

(Mit Illustration.)

Am 11. April sind achtzig Jahre seit der Geburt eines deutschen Dichters verfloßen, der in seiner Blauphase in ganz Deutschland, Deutsch-Österreich eingeschlossen, gefeiert wurde, und dessen Andenken bei der heutigen politischen Constellation in Oesterreich wärmer als je gefeiert zu werden verdient. Anastasius Grün, dessen eigentlicher Name bekanntlich Anton Alexander Graf Nuerberg war, zählte zu dem großen neuzeitigen Dichterreigen, welcher sich aus Nicolaus Lenau, Julius Moser, Karl Beck, Alfred Meißner, Gottfried Kinkel, César von Medwig, Otto Moquette, Gustav zu Putlitz, Friedrich Bodenstedt, Heinrich Laube, Eduard Bauernfeld, Karl Gutschow, Ludwig Deinkhardt, Heinrich Palm, Friedrich Heibel, Gustav Freytag, Robert Bruh, Holtei, Dingelstedt etc. zusammensetzte. Er war einer der bedeutendsten Dichter der neueren Zeit, dessen Dichtungen den Geist der Freiheit

Nuerberg und ist seitdem im Besiz seiner Familie geblieben. Früher lag das Schloß mitten im Walde, und wo kein Wald war, gedieh ein vorzüglichlicher Wein. Eine gute Weingegend ist beim Schlosse noch heut.

Anton Alexander Graf Nuerberg (unser Dichter Anastasius Grün) kam in Besiz des väterlichen Gutes als er vierundzwanzig Jahre zählte. Das Gut war ziemlich vernachlässigt, statt des längst ausgezobeten Waldes umgab ein verdorres Kukuruzfeld das Schloß; Anastasius Grün ließ vor Allem dieses Feld säubern, den Boden theils ebenen, theils hügeln oder in der Hügelung verbessern und nun landschaftlich bebauen. Er hatte für die Anlagen von Baum und Strauch Gängen und Ruheplätzen einen festen Plan. Schon vorhandene ältere, Bäume wurden weise mit in die Anlagen hineinbezogen. In Zeit von wenigen Jahren hatte Graf Nuerberg schon grüne Partien



Anastasius Grün's Wohnstätte: Schloß Thurn am Hart.

athmeten. Mag man seine 1831 in Hamburg zuerst erschienenen „Spaziergänge eines Wiener Poeten“, oder „Sämtl.“ (Leipzig 1835), oder den Romanzyklus „Der letzte Ritter“ (Stuttgart 1830), oder seine kleinen lyrischen Gedichte, oder die „Volkslieder aus Krain“, „Die Abbelungen im Fied“, „Der Pfaff von Rabenberg“ (1850), „Robin Hood“ (1864) in's Auge fassen, in Allem ist Schwung der Begeisterung, glänzende Darstellung, Reichthum an Bildern. „Sämtl.“ erlebte 12 Auflagen, die „Gedichte“ 12 Auflagen, „Der letzte Ritter“ 9 Auflagen, die „Spaziergänge“ 6 Auflagen. Ueberdies gehörte Anastasius Grün zu den deutschen Männern, welche im Parlament zu Frankfurt dem Deutschen Reich einen neuen politischen Inhalt zu geben bemüht waren, ohne daß er sich zu Extremen hinreißten ließ.

Geboren wurde Anton Alexander Graf Nuerberg in Laibach am 11. April 1806, doch kam er schon in frühesten Jugend nach dem väterlichen Stammschlosse Thurn am Hart und verlebte daselbst seine Knabenjahre. Dieses alte Schloß liegt in Krain, auf einer mäßigen Anhöhe; es ist ein schwerfälliger, massiver Bau, mit vier starken runden Eckthürmen. Zu früheren Jahrhunderten konnte es als sehr fest gelten, doch wurde es 1515 von aufständischen Bauern erbrümt.

Zu 16. Jahrhundert kam es durch Kauf an den Grafen Christoph

geschaffen, in deren Schatten er seine beste Dichtung: „Sämtl.“ vollendete. In seinem Parke liegen Hunderte von Buchstücken ihre reizvollen Wieder erlöben. Der Dichter hatte zahlreiche Rosen angepflanzt, die er sehr liebte und in seinen Liedern oft besungen hat. Er bebauete auch Acker und Weingärten und zeigte sich als tüchtiger Landwirth, wie er vorher sich als kundiger Landschaftsgärtner erwiesen hatte. Ein wichtiger Stoff sagte von ihm: „Wäre er nicht Dichter geworden, so hätte er Bauer werden können.“

Weist hatte Graf Nuerberg seinen ständigen Aufenthalt in Schloß Thurn. Er hatte sich einen Rundsaal des einen Thurmes zum Studierzimmer eingerichtet. Dieser Raum enthält die Bildnisse seiner Vorfahren, sonst nur Bilder, womit alle Wände bedeckt sind.

Dieses Thurngemach hat drei Fenster, von denen aus der Dichter zunächst den Park, weithin aber die große Ebene bis zu den blauen Umrissen der Alpen überschauen konnte. Mitten durch jene Ebene zieht die tiefgehende Save mit ihren ruhigen Bogen.

Unweit des Schloßes liegt das Dorf Vaselbach, in dessen Kirchlein des Dichters Ahnen bestattet sind. Er selbst ist in dem stattlichen Mausoleum begraben, welches ihm seine pietätvolle Wittin im Parke des Schloßes hat anlegen lassen.



Der Hausvater im Kinderdienst. Nach einem Gemälde von Löffler.

Berliner Stickmuster.

Eine Skizze aus dem Berliner Arbeiterleben von B. A. Arleger.

(Fortsetzung.)

Den alten Stickmuster-Coloristen, den ich Anfangs erwähnte, lernte ich in folgender Weise kennen.

Meine Eltern wohnten, als ich ungefähr 18 Jahre alt war, in dem Stadtheil vor dem Rosenhaler Thor, den man gewöhnlich mit dem Namen „Volgland“ bezeichnet und der damals meist von Arbeitern, Handwerkern, kurz von sogenannten kleinen Leuten bewohnt wurde. Die Fenster einiger unserer Zimmer gingen nach dem von hohen Gebäuden umgebenen, ziemlich engen Hof hinaus. Am dem letzten Fenster im vierten Stock des uns gegenüberstehenden Hintergebäudes sahen wir jeden Tag einen Mann sitzen und arbeiten. Im Sommer von der frühesten Morgenstunde bis zum Eintritt der Dunkelheit saß er am offenen Fenster, und im Winter sahen wir oft schon früh um 6 Uhr das Licht seiner kleinen Lampe durch die gefrorenen Scheiben glitzern, und noch spät Abends, wenn alle Fenster der Hintergebäude bereits dunkel waren, schimmerte es in den stillen Hof. Zuweilen sah man den Mann aus dem Hause gehen, gekleidet in einen weiten bis zum Kinn zugeknöpften atmofidischen fadenschneligen Paletot, eine Mütze auf dem Kopf und eine Papierrolle unter dem Arm. Seine Haltung war gebeugt, dünnes blondes Haar hing auf seinen Nacken, sein Gesicht war glatt, fahl und bleich, aber ein gutmütiges freundliches Lächeln zog sich um die schmalen Lippen, wenn er die Vorübergehenden leise und schüchtern grüßte. Man konnte ihn im Hause kaum, trotzdem er schon mehrere Jahre darin ein kleines einfenstriges Zimmer bewohnte. Seine kleinen Bedürfnisse besorgte er sich selbst und kam mit Niemandem in Verbindung. Man wußte, er heiße Krause, male Stickmuster und wurde von dieser Beschäftigung her „der alte Tappelmaler“ genannt.

Eines Tages hatte ich für meinen jüngeren Bruder einen Papierdrachen angefertigt, und als ich gerade dabei war, mein Machwerk auf dem Hof einer kleinen Probe zu unterwerfen, bemerkte ich, daß der alte Tappelmaler aus seinem Hause kam. Er blieb stehen, sah den Drachen an und sagte mit seinem gutmütigen Lächeln: „Ein schöner Drachen, er müßte nur etwas bunt sein. Wenn Sie es erlauben, will ich Ihnen einen Kopf mit meinen Farben darauf malen. Wollen Sie so gut sein und mich nachher besuchen?“

Zuerst war ich etwas verlegen; das Anerbieten kam mir zu überraschend, da ich von diesem Mann noch nie ein anderes Wort gehört, als seinen Namen, kaum vernehmbareren Gruß. Nach einigem Zögern sagte ich ihm, daß ich kommen würde. Er ging die Treppe hinauf und eine Stunde später klopfte ich an seine Thür, ein leises „Herein!“ ertönte und ich trat mit meinem Papierdrachen ein.

Es war ein langes einfenstriges Zimmer. Dicht am Fenster stand ein ziemlich großer Tisch, bedeckt mit einer Menge von Ausrüstungsstücken, die mit allen nur möglichen Farben angefüllt waren. An der einen langen Wand stand ein niedriges, mit einer weichen Decke bedecktes Bett, an der andern ein alter Kleiderschrank, eine Kommode von Kiefernholz und ein kleineres Spindchen, auf dem einige Bücher lagen und in welchem er, wie ich später bemerkte, einige Linsen, Teller und dergleichen aufbewahrte. Auf dem Fensterbrett standen zwei Ephemere, von der Decke hing ein Vogelbauer mit einem Kanarienvogel, und über dem Bett waren an der Wand zwei Kreidezeichnungen aufgehängt; die Köpfe der Diana von Versailles und des Apollo von Belvedere; dies war der einzige Schmuck des Zimmers. Alles war von einer fast peinlichen Sauberkeit und Ordnung, wenn sich auch der Eindruck arbeitsamer Dürftigkeit nicht verwischen ließ.

Der alte Tappelmaler war bei meinem Eintritt von seiner Arbeit aufgefunden und indem er mir sagte, daß er sich freue, daß ich gekommen sei, holte er mir einen Stuhl, nahm den Drachen, langte einige Mäuschen vom Tisch, beschaute sie mit Wasser und süßte seinen Pinsel zu meiner nicht geringen Verwunderung mit erstaunlicher Sicherheit über meinen Drachen. In noch nicht einer Viertelstunde war auf demselben das, die ganze Fläche ausfüllende bekannte Gesicht des Kladderadatsch mit schwarzer und rother Farbe in so drastischer Natürlichkeit gezeichnet, daß ich vor Staunen ganz sprachlos dafah.

„Eben Sie,“ sagte er, als er nochmals das Ganze überblickt hatte, „das sieht dröchtig aus, daß wird dem kleinen Spaß machen.“ Zudem ich ihm meinen Dank aussprach, hasteten meine Blicke auf seinem Arbeitsstisch. Er zeigte mir die verschiedenen Farben und ihre Zusammenstellung und da er wohl merkte, wie mich diese, mir bisher noch unbekannte Art von Malerei interessierte, forderte er mich auf, ihn doch hin und wieder zu besuchen, und von diesem Tage an stieg ich oft gegen Abend die vier Treppen zu seiner Wohnung hinauf. Anfangs erklärte er mir die Behandlung und Mischung der Farben und die Eigentümlichkeit seiner Beschäftigung, was mir, da ich selbst kein zeichnere und malte, viel Vergnügen gewährte, bald aber entstand zwischen uns ein eigentümliches Verhältnis, das nicht ohne Einfluß auf meine späteren Lebensansichten geblieben ist.

Meine Eltern waren nicht reich, nicht einmal wohlhabend zu nennen; aber wir lebten in einer gewissen bürgerlichen Behaglichkeit, und uns Kindern war der Begriff von den Sorgen des Lebens völlig fremd geblieben. Ich selbst war noch ohne alle Erfahrung, unrett und schnell in meinen Urtheilen. Die Erscheinungen der Armut und des Elends, wie sie in jener Gegend damals häufig genug zu Tage traten, waren für mich immer ungetrenntlich von der Vorstellung des mehr oder minder eigenen Verschuldens der betreffenden Individuen. Vier in diesem Sinne lernte ich zum ersten Mal einen Menschen kennen, der bei einer ehrenhaften Beschäftigung, bei den besten und reinsten Lebensanschauungen und einer an Begeisterung grenzenden Verehrung alles Guten und Schönen, trotz seines unermüßlichen Fleißes doch in so kümmerlichen, ärmlichen Verhältnissen lebte, daß er sich sogar diejenigen Annehmlichkeiten des Lebens verweigern mußte, die mir damals als ein unentbehrliches Bedürfnis erschienen. Und doch war der Mann zufrieden und, wie mir schien, glücklich. Wie kam eine Klage über sein mühselloses Loos über seine Lippen. Seine Wünsche verlegten sich nie höher, als gesund zu sein und immer so viel erwerben zu können, wie nöthig sei, um seine, meiner Ansicht nach so arbeitsame Dasein in der bisherigen Weise weiter zu fristen. Keine Bitterkeit, kein Leid sprach sich in seinen Ansichten über Leben und Menschen aus. Sein ganzes Wesen war Wohlwollen und Güte und von einer fast rührenden Ergebenheit in sein Loos, einer stets heiteren Zufriedenheit, wie ich es selten wieder bei einem Menschen gefunden habe.

Wir wurden immer vertrauter mit einander, und bald war es nicht mehr die Art seiner Beschäftigung, welche mich an ihn fesselte, sondern unsere Unterhaltungen hatten eine andere Richtung genommen. Ich besuchte damals das Gymnasium und er frag mich häufig nach den einzelnen Unterrichtsgegenständen und nach meinen Fortschritten. Hierbei erkannte ich allmählich, daß dieser Mann eine Fülle von Kenntnissen besaß, die mich auf's Höchste überraschte. Geschichte, Geographie, Naturwissenschaft, besonders aber Literaturgeschichte und unsere Klassiker waren Gegenstände, über die er mit einer Belesenheit, einem so warmen Interesse, unterstützt von einem wahrhaft saunenswerten Gedächtniß, sprach, daß ich ihm oft mit wahrer Bewunderung zuhörte. Ich las damals viel und sobald ich ein neues Buch aufgetrieben hatte, sprach ich mit ihm darüber. Er kannte fast jeden bedeutenden Autor, und seiner Anregung, seinem verständigen und wohlgemeinten Rathe habe ich es zu danken, daß ich es lernte, mich Mühen und mit mehr als flüchtigem Genuß zu lesen. Er hatte mich lieb gewonnen und bewies mir eine Zutraulichkeit, die, als ich erst seinen Charakter kennen und schätzen gelernt hatte, mir immer werthvoller wurde.

Als der Winter gekommen war, ging ich fast jeden Abend zu ihm. Dann setzte ich mich an seinen Arbeitstisch, auf dem eine kleine, mit einem Schirm versehene Lampe brannte, so daß ihr Licht gerade auf seine Arbeit fiel. Neben ihm stand fast regelmäßig ein kleiner Teller mit einigen Nüssen und einer Scheibe trockenem Brot, in kleine Stücken geschnitten, das war sein Abendbrot. Ein niedriger eiserner Ofen, in den er von Zeit zu Zeit einige Stücke Coaks warf, verbreitete eine, freilich oft mehr als zuträgliche Wärme im Zimmer. Wenn wir dann, während er arbeitete, über irgend ein Werk, einen Schriftsteller, einen Dichter sprachen, und der Gegenstand fesselte ihn, dann legte er seinen Pinsel auf den Tisch, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und während sein Auge einen immer lebhafteren Glanz annahm, wußte er seinen Gedanken, seinen Urtheilen und den mannigfaltigsten Mittheilungen aus Büchern, die er gelesen und die mit dem berührten Gegenstande in irgend welcher Beziehung standen, in den stiefelndsten Worten Ausdruck zu geben. Als ich ihn einstmals frag, wie er zu diesen Kenntnissen gekommen sei, entgegnete er: „Durch Lesen und einen nie ruhenden Trieb nach Kenntnissen. Anfangs las ich, was mir in die Hände fiel, dann aber machte ich es mir zum Grundfah, nur Bücher zu lesen, von denen ich mir eine Erweiterung meiner Kenntnisse und eine Aufklärung über mir bisher noch unbekannte Gegenstände versprach. Ich suchte mir namentlich immer solche Werke zu verschaffen, die ich in anderen guten Büchern als bedeutend und werthvoll genannt gefunden hatte.“ „Sie wissen so viel und besitzen eine solche Bildung, worum haben Sie nicht einen anderen Beruf erwählt?“ frag ich, bewegt von der Theilnahme für seine, wie mir schien, so gedrückte Lage. Er sah mich eine Weile lächelnd an, dann entgegnete er: „Sie überschätzen das, was ich weiß, es ist Alles nur kümmerliches Schildwerk und für das praktische Leben ohne Werth. Mir fehlt jede Schulbildung, jede Grundlabe. Meine Eltern waren arm, sehr arm; noch ehe ich eingeseugt war, mußte ich schon mit für Brot arbeiten und an Schule war nicht viel zu denken, dabei war ich äußerst schwächlich und häufig krank.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein schlesischer Künstler des siebzehnten Jahrhunderts.



Am Jahre 1630 wurde zu Freystadt in Schliesen Gottfried Legebe geboren, ein Knabbin, das, als es zum Manne arreit, seinen schlesischen Heimatlande als gedachter Künstler zur Ehre gereichte. Legebe hatte in seiner frühen Jugend das Bild, eine nicht ganz vernachlässigte Erziehung zu erhalten, so daß sich seine Fähigkeiten schon damals ein wenig zu entwickeln begannen. Vornehmlich gab die Gelegenheit, einigen Zeichenunterricht zu bekommen, seiner künstlerischen Begabung eine gewisse Richtung. In seinem fünfzehnten Lebensjahre ging der junge Legebe nach Alenberg, wo er das Schwertfegerhandwerk erlernte. Die einflößige Arbeit gab indessen seinem regen Geiste zu wenig Beschäftigung; der Gang zum Zeichnen beherrschte ihn zu sehr, und so kam er auf die Idee, dem Eisen, welches er bearbeitete, schöne und gefällige Gestalten zu geben. Anfangs machte er aus diesem Eisen schmiedet dies eine Nebenbeschäftigung. Als er aber an seiner sonstigen Handlung immer weniger Wohlstand fand und durch den Verlust, welchen man seinen künstlerischen Arbeiten zollte, aufgegeben wurde, verließ er sein bisheriges Handwerk ganz und verlegte sich mit unermüdlichem Fleiß einzig und allein auf seine Lieblingskunst. Zunächst bedachte er sich damit, Begengriffe, Ketten zu Pfirsichängern, Griffe zu Messern, Klappen zu Pistolen und Carabinern zu verfertigen, auf welchen er Jagden, Netze, Kriegswaffen und dergleichen in Vorelief abbildete. Auch stellte er ein Schachspiel her, dessen weiße Steine aus Silber und dessen schwarze aus Eisen in schönen Figuren in der geschmackvollsten Weise gearbeitet waren und welches für würdig erachtet wurde, in der Kunstammer zu Wünden einen Platz zu erhalten.

In seinem dreißigsten Jahre unternahm er endlich ein Werk, welches schon um desswillen die Aufmerksamkeit der Kunstliebhaber verdient haben würde, weil es in seiner Art das erste und einzige war. Er schnitt nämlich aus einem Klumpen Eisen eine runde freie Statue. Der Klumpen wog 29 Pfund und die Statue, über welcher er 2 Jahre arbeitete und die ohne das Fußgestell 8 Zoll hoch ist, 7 1/2 Pfund. Dieselbe stellt in der Gestalt Marc Aurels, wie er zu Rom auf dem Capitol, ohne Sattel und Baum zu Pferde sitzend, dargestellt ist, den Kaiser Propolis vor. Sie wird noch in Kopenhagen aufbewahrt. Auf der einen Seite des Fußgestelles ist das halberhabene Bildniß des Kaisers Marc Aurel und auf der anderen folgende Inschrift angebracht: Leopoldus D. G. Rom. Imperator semper Augustus in forma Caesaris M. Aureli qui reserivatur Romae in Capitolio.

Kaum hatte er dieses Werk vollendet, so begann er mit Anfertigung einer zweiten noch größeren Statue. Diese stellt den König Karl II. von England vor, der in Gestalt des Ritters St. Georg zu Pferde sitzend, einen geflügelten siebenköpfigen Drachen mit dem Schwert erlegt. Das Bild Eisen, aus welchem er diese Statue geschnitten, hatte ein Gewicht von 67 Pfund, und 53 Pfund hat er nach und nach davon hinweggearbeitet, so daß die Statue nur 14 Pfund schwer ist. Die Figur des Ritters allein beschäftigte ihn volle 2 Jahre, und das Abtragen erforderte eine ungleich längere Zeit. Die Statue ist überhaupt 2 Schuh hoch. Das Fußgestell ist von Buchsbaum, so auch der Grund, auf welchem vier melancolie Säulen stehen, die oben querüber mit Palmzweigen verbunden sind. In der Mitte, wo die Palmzweige zusammengehen, ist ein eiserner, betränkter Todtenkopf angebracht, und

inwendig knab (schreibt eine ebenfalls aus Wien gelohnte Frau über des Ritters Haupt, die ihn mit einem Widenerfranz geht.

Legebe zeigte dieses Bild, welches später für die Preussener Kunstammer erworben worden ist, in Berlin dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm (Maximilian Augustus), dem es so wohl gefiel, daß er durch den Ober-Besitzer von Schwertau den Künstler aufsuchen ließ, in sein Dienst zu treten. Legebe blieb das Kurland damals jedoch ab und ging wieder nach Nürnberg zurück. Dort verfertigte er für den Kurfürsten einen Degen, mit dem Bildniß des Prinzen von Orange in der Größe eines Fingerring. Er übertrug dieses Kunstwerk im April 1688 selbst nach Berlin, und der Kurfürst ließ ihm die Befehlung als kurfürstlicher Münzschneider mit einem Gehalte von 400 Reichthalern und freier Wohnung anvertrauen. Er sollte dafür alle Stempel in der Münze anfertigen, auch auf Verlangen Figuren in und über Lebensgröße in Bronze und Thon herstellen.

Diesem Aufsehe folgend, zog Legebe noch in demselben Jahre mit seiner Frau und vier Söhnen nach Nürnberg nach Berlin, wo sich er innerhalb 16 Jahren, außer vielen kurfürstlichen Siegeln und Stempeln zu Thälern und Tufaten für die Münze, auch Bergierungen zu Kanonen in Stahl, lieferte Formen zu schon gegessenen Silberrathen für die Glasbläse bei Potsdam, schuf den Ritter zu der Ehrenfeier vom Jahre 1677, der noch auf der Treppe der Küstammer steht, nebst 4 Gemälden dazu, Johann des Kurfürsten Brustbild in Lebensgröße von Thon, besetzte dessen und des Kronprinzen Brustbild in gezeichnetem Wach, verfertigte ein Schachspiel von Silber und Gold, welches noch vorhanden ist, und unterrichtete die kurfürstlichen Beträgen im Zeichnen. Auch sah er einige Zeichnungen für den Kurfürsten gefertigt, und wahrscheinlich um diese Zeit ein Bild Eisen in hohem Relief geschnitten: Helios vor, der von dem Engeln bewacht wird, welches ein Berliner Kunstfreund erworben.

Ein größtes Meisterwerk bleibt indessen seine dritte Figur, die der Berliner Kunstammer erworben wurde. Sie ist etwas über 10 Zoll hoch. Legebe hat sie in 3 Jahren aus einem Centner Eisen mit ebensoviel Fleiß wie Kunstvollendung geschnitten. Sie stellt den Großkurfürsten Friedrich Wilhelm als Bellerophon, der auf dem Pegasus reitet, vor, wie er die dreiköpfige Chimäre erlegt. Die Kunstteller haben dieser Statue immer den Vorzug vor seinen sonstigen Werken eingeräumt, obgleich Alles, was von seiner Hand herrührt, einen außergewöhnlichen Künstler und einen rastlosen Fleiß verräth. Die Achtung, welche Legebe schon zu Lebzeiten genoss, beehrte ihn daher vollkommen. Auch der großmüthige Kurfürst würde es gewiß nicht an Belohnung haben mangeln lassen, hätten nur die damaligen kriegerischen Unruhen den Schatz nicht so sehr erschöpft gehabt, daß selbst Legebes Jahresgehalt von 400 Thälern oft nicht rechtzeitig bezahlt werden konnte. Erst nach seinem 1683 zu Berlin erfolgten Tode erhielt die Witwe die Rückstände nachgezahlt. Legebes Bildniß ist 1673 in Kupfer gestochen, und unter dasselbe sind ein paar Verse gesetzt worden, die, wenn auch nicht wegen ihrer Schönheit, so doch als Beweis, wie hoch man schon damals die Werke des Künstlers gehalten hat, angeführt zu werden verdienen; sie lauten:

Viel' maden Rauch aus Gold, in Willens Gold zu machen,
Aus Eisen dieser macht Gold gleich geschäpfe Sachen.
Emil König.

Oesterreichische Weinsorten.

Mitgetheilt von George Deusch.

(Schluß.)

Die besten rothen Weine liefern das Krader Comitât, Ofen an der Donau, Erlau im Hercey, Willány und Sztlos im Baranyer, und Szekszárd im Tolnaer Comitât. So viel ist sicher, daß jeder ungarische rothe Weine im Alter einen feinen Nadrgeruch, wie Malaga, annimmt.

Im Krader Comitât hat man sowohl Kopfwingärten, als Siedensbürgen; die ersten nehmen die Anhöhen und Gipfel ein, sind sehr niedrig und besetzen fast nur aus Zwergäulen; letztere bedecken den Fuß der Berge und die Thäler, werden an fünf Fuß hoch gegogen, und jeder kraftvolle Stock bekommt einen oder zwei Bogen, alle sind in gerader Reihe gepflanzt. Die Winger sind fast durchgehends Künänen. Die ungarische blaue Traube (Kadare) ist hier die beste und liefert gute Traubenbeeren zu Ausbruch. Der bekannteste und edelste dieser Weine ist der von Mönös, welcher unter den Nothwinen dieselbe Stelle einnimmt, wie der Tokayer unter den Weisweinen. Man bereitet sowohl Ausbruch, als den geringeren ausdrückartigen Mäslas; die von den Traubenbeeren abfließende Effenz kommt nicht in den Handel. Der Mönöser Ausbruch zeichnet sich unter den ungarischen Seetweinen durch

seine dunkelrothe Farbe und seinen vortreflichen Geschmack, welcher an Zimmt und Nelken erinnert, aus; er fällt im Alter nahe in das Bräunliche und Gelbliche, verliert an Süße, gewinnt dagegen an Kraft und Geist und wird noch lieblicher. Man bereitet auch Krader Bernuth. Der Ofner ist weit und breit berühmte, geistig, gewürzhaft, etwas herb. Der Erlauer ist lieblicher von Geschmack als der Ofner und sehr stärkend.

Der Wein von Willány ist berühmte, jedoch die Production eine sehr beschränkte. Der edle Wein ist dunkel, granatroth, er läßt sich sehr lange aufbewahren, behält selbst im Alter etwas Süße und seinen eigenthümlichen, unübertrefflichen Gewürzgeschmack, welchen man mit dem Geruch der Erdbeeren vergleichen will.

Der Szekszárdter ist von verschiedener Qualität. Der Geschmack eines guten, alten Weines macht einigermaßen an den Geruch des Honigs. Die blauen Trauben werden nicht gemostet, sondern mit Frühen getreten; dann erst wird die Maische gemostet, der klare Wein in Fässer abgegogen und der Treberrest gepresst.

Das ungarische Banat verdient wegen seines Weinreichthums eine abgeordnete Darstellung. Die Qualität, sowie die Produktionsmenge ist in den einzelnen Gegenden sehr verschieden.

Unter den verschiedenen weinbauenden Bezirken des Banats nimmt das Berscheher Weingebirge sowohl hinsichtlich der Ausgiebigkeit des Productes, als der Qualität desselben den ersten Rang ein; man triffet hier viele Erzfischen, die sich mit der Weincultur beschäftigen. Es werden Rothweine, Weißweine und Schillerweine gebaut.

Zu Rothweinen werden in diesem Weingebirge folgende Traubensorten benutzt: 1. die blaue ungarische Traube, Kadarka genannt, welche nur in günstigen Jahren Trodenoberen und einen frohlichen Wein liefert, 2. die kleine schwarze oder nebelblaue, auch Schlehtenraube genannt, sie wird nicht wegen ihres Weingehaltes, sondern wegen ihres dunklen Farbstoffes sehr geschätzt, und kommt außerhalb Berscheh kaum fort. Zu Weißweinen kommen folgende Sorten in Verwendung: 1. Muscateller, 2. Grünweife, 3. Semendriancr, 4. Riesling (Tamin), 5. Frühweife (Augsfer), 6. Widweife, 7. die häufig vorkommende Magyara oder weiße Ungartraube, 8. Jwettschentraube, 9. Rierfahndler. Für Schillerweine werden verwendet: 1. Röstliche Muscateller, 2. kleine Fleischtraube, Steinspiller genannt, 3. große Fleischtraube, 4. blaue Jwettschenraube. Unter den aus der Fremde eingeführten Traubensorten ist der Riesling bei Weißkirchen; früher kam er auch bei Berscheh häufig vor.

Weniger Sorgfalt wird auf den Weinbau in den Bezirken Lugos und Dravica verwendet, wo Private, welche Wein für den eigenen Consum bauen, eine bessere Cultur führen, der Landmann dagegen an der von den Bütern ererbten Provis fehhält, da er keinen Keller hat und die Weingefäße auch für die Jwettschenmaische benutzt. In der Gegend von Lugos wird auch die Rebe zu früh abgehalten, weil die Wucht dahin geht, vielen, nicht aber guten Wein zu erzeugen. Hier wird die Kadarka, weiße grobe Virgiliustraupe und die weinreiche, schütterbeerige große Schillertraube gebaut.

Im Banat und Bacs werden Landweine in enormen Mengen erzeugt; im Bacs sind sie von untergeordneter Qualität, werden meist an Ort und Stelle konsumirt und der Rest geht unter dem Namen „Sandwein“ mittelst Schiff nach Pest zum Genuß der unbemittelten Volksschichten.

Vorzügliche Weinorte sind im Berscheher Bezirke Berscheh und Umgebung; hier wäre die Verringerung der erzeugten Quantität und die Veredelung der Qualität am Platz; Rudrity: Marlowee mit sehr beliebtem Product; Zaluba; Paradia; Janoba; Paulis; Szredistyn; Szemlat; Venesek; Nektas; Gyarvath; im Augofer Bezirk Lugos; Szibovca; Kricsova; Magyara; Tapia; Parvadia; Furloq; Warbocon.

Der Weinbau ist in Ungarn sehr alt. Schon König Bela IV. soll im Jahre 1241 nach dem Einfall der Mongolen zur Weinanzpflanzung Italiener in die Peggallia berufen haben. Unter Ludwig dem Großen trug im Jahre 1386 die Weingezeit aus dem Zempliner Comitae dem Bischof von Erlau 10 000 Goldfülle ein. Im siebzehnten Jahrhundert begann die Veredelung des Tokajer, indem man Ausbruch zu bereiten anfing. Die Veredelung des Menseer Ausbruchs wird dem Georg von Celsbader, Grundherrn von Gyros, zugeschrieben. Der Wein bei Ledeburg, Raft, St. Georgen, Rillany wurde durch Deutsche gepflanzt. Nicht wenig wurde in diesem Jahrhundert für den Weinbau gewirkt. In den dreißiger Jahren bildete sich in Preßburg eine Gesellschaft zur Veredelung der ungarischen Weine, welche namentlich einen mit Beifall aufgenommenen Champagner erzeugte. In neuester Zeit hat besonders der ungarische landwirthschaftliche Verein für die Weincultur gewirkt und mit Hilfe der kaiserlichen Kunsthochschule eine Rebschule auf dem Blakberg bei Ofen angelegt; ferner die Vereine in Szeghazd, Erlau, Ledeburg, Großwardeln. Von Einzelpersonen haben sich bedeutende Verdienste erworben: Erzherzog Albrecht, welcher sein Weingebirge mit Reben aus der Rheins- und Moselgegend bepflanzen ließ, wodurch ein Wein gewonnen wird, welcher hinsichtlich der Vorzüglichkeit und des feinen Bouquet kaum mehr übertroffen werden kann, der verstorbene Bischof von Besprym, Johann Kandler, und Graf Franz Aidy.

In Kroatien ist der Weinbau sehr verbreitet, da man über 300 Joch Weingärten auf die Quadratmeile zählt. Boden und Klima sind der Cultur des Weinstocks so günstig, daß das Land eines der ersten Weinkünder in Europa werden könnte. Im Bezirk Penanja werden die Trauben schon im Juli reif und findet die Reife im August statt. Man zählt gegen fünfzig verschiedene Traubensorten, von denen die vorzüglichsten die schwarze Kadarka und die Kraszewina oder Königsraube sind. Die kroatischen Weine sind weiß, roth und schwarz, geistig und schmackhaft, jedoch nicht lange haltbar. Die Ursache liegt in der schlechten Weinbildung; es wird mehr auf die Quantität der Erzeugung gesehen, als auf die Qualität; Trauben von verschiedener Gattung werden unter einander gemengt und die Keller sind nicht im besten Zustand. Die Indolenz herrscht unter den Besitzern der Weingärten vor, welche zusehen sind, für sich und ihre Leute den nöthigen vielen, aber auch schlechten Hauswein zu erzeugen, was sie an den Weinverkauf gar nicht denken läßt. Die größeren Besitzer von Weingärten verfügen nicht über

die nöthigen Geldmittel und Arbeitskräfte zur rationalen Pflege der Weingebirge. Die in den Weingärten der Bauern befindlichen oberirdischen Keller verhindern, daß der Wein gut und haltbar wird; bei den Gutsherrn erschwert die Menge der zu kelternden Trauben die gehörige Sorgfalt und Auswahl.

Von den kroatischen Weinen sind besonders erwähnenswerth die Weine von Zinnwohner, Guscerovac, Moharince, Golin und Putovac. Im kroatischen Küstenland sind Bakarokarobica und Koludar herzuheben.

Slavonien hat einen uralten Weinbau, da die Anpflanzung der Reben in Syrien bekanntlich schon durch die Römer geschah; der syrische Wein war der geschätzteste unter allen, welche in den Ländern der Stephanskrone gediehen, bis es der Tokajer wurde. Slavonien hat viele Traubensorten, aber die edelste ist die blaue Kadarka oder die edle Ungartraube (Corna Skadarka). Von den syrischen Weinen hat der weiße Katowaczer den Geruch des Cypernweines und würde auch dessen Süße erlangen, wenn man die Trauben überreif werden ließe. Aus Syrien kommt auch der Schillerwein, wegen seiner Mittelfarbe zwischen Roth und Gelb so genannt, welcher von guten Weinbergen einen oft angenehmen Weinberggeschmack hat, sehr geistig ist und sich wohl wässern läßt. Ausbruch wird in Syrien wenig bereitet, eine gute Waare ist aber der syrische Tropfweintruth. Außer diesem bereitet man auch raizigischen Weintruth und die böhmischen Mostwürste, welche als Leberbissen für den Raichlich dienen.

Für Siebenbürgen ist der Wein ein Hauptproduct, sowohl hinsichtlich der Menge als Güte. In neuester Zeit sind in der Weinproduction sehr bedeutende Fortschritte erzielt worden; wesentliche Verdienste haben sich in dieser Richtung der Engländer John Paget und der Baron Stefan Kemeny erworben.

Der eigentliche Sitz des Weinbaues ist Mediasch und dessen Umgegend, das kleine Kotel- und das Marosthal. Nach Bezirken rangirt der Weinbau in folgender Weise: Mediasch, Marttscheller, Esfäbetschstadt, Schäsburg, Mühlbach, Hermannstadt; am wenigsten wird Wein in den Bezirken Freet, Orlat und Belschich gebaut. Im Kronstädter Bezirk sind nur im Reper und Särkauer Bezirk einige wenige Klaster der Bodensäure mit Wein bebaut; ebenso im Udbarhelyer Bezirk nur in der Rewasztur-Gegegend; unbedeutend ist die Weincultur in Großsuewen, Gyrögn; gar nicht kommt der Wein in den Bezirken Fünd, Köfod und Nabna fort.

Ein Sortiren der Trauben findet nicht statt; wenn eine oder die andere Traubensorte vorherrscht, so ist dies bloß dadurch veranlaßt, daß sie zufällig in dem einen oder anderen Weingarten häufiger angebaut wird. Der aus der Schmeitztraube, welche sonst unter dem Namen „Orleans“ bekannt ist, gewonnene Wein übertrifft alle übrigen Sorten an Geist, Gewürz und Haltbarkeit. Doch muß die Witterung sehr günstig sein, wenn diese Traubensorte gebräuen soll; in mittelmäßigen Jahren erlangt sie wegen ihrer etwas dicken Schale nicht die gehörige Reife.

Die Lage des siebenbürgischen Weinbaues ist im Ganzen keine erfreuliche, da ihm namentlich die Concurrenz der ungenügend wolkreifen Weine von Rumänien schadet, woher auch ein nicht unbeträchtlicher Import von frischen Trauben stattfindet.

In der ehemaligen Militärgrenze ist die Pflege des Weinstocks ziemlich ausgedehnt, namentlich am Ufer der Fruela Gora, wo der vortreffliche, geistige Karlowitzer Rothwein wächst. In den Umgebungen von Karlowitz sollen 112 Traubensorten gediehen, unter diesen 41 blaue, 10 hellrothe und 61 weiße. Der Karlowitzer ist ausgezeichnet; er ist am besten, wenn er drei oder vier Jahre alt ist; nach sechs Jahren verliert er seinen angenehmen Traubengeschmack, wird herb und bekommt gar zu viel Stärke. Ausbruch wird wenig bereitet, eine gute Waare ist aber der geistige Schillerwein, der Karlowitzer Tropfweintruth, dessen Bereitung aus dem Gyröfischen stammen soll und der eine pridelnde Süßigkeit, mit gelinder Bitterkeit und einen die Geruchsnerven angenehm reizenden Geist besitzt, ferner der raizigische Weintruth (Polonaise) und die böhmischen Mostwürste. Auch in der Warabiner und Banater Grenze werden gute Weine gebaut; in den übrigen Gegenden ist der Weinbau, einzelne Ausnahmen abgerechnet, gering.

In Dalmatien ist der Weinbau sehr bedeutend. Die Weine sind alle stark und geistig, und diese Eigenschaften nehmen zu, je südlicher man kommt. Die Güte und Stärke des Weines wird nach der Farbe beurtheilt; je dunkler, desto stärker ist er. Der rothe Wein (vino nero) ist fast ganz schwarz, und der weiße demnach so dunkel wie Malaga. Ein Uebelstand ist es, daß die Weine selten in Fässer kommen, sondern durchschnittlich in ledernen Schläuchen aufbewahrt werden, von denen sie in der Regel den Geschmack annehmen. Den stärksten Weinbau hat die Ebene von Castelli und die Insel Brazza. Es werden fünfzig Traubensorten gebaut; im Narentthal werden die Trauben so groß, daß man das durchschnittliche Gewicht zu $1\frac{1}{2}$ Kilo annehmen kann. Unter den Weinen sind die berühmtesten: Malvasier von Nagusa, Omischer Muscatwein, Maraschinoso vino bei Sebenico, vino ditartaro, weißer und rother rinosco Ungava auf der Insel Brazza, Marzemini von Cattaro.

☞ **Augleich.** ☜

Wo viel Sonne, ist viel Schatten;
Wer hoch steigt, der fällt leicht tief;
Viel Genuß schafft bald Ermatten,
Und es kürzt, wer eilig lieh.

Wo viel Glück, ist's bald gerendet;
Wo viel Liebe, ist viel Schmerz,
Und von Lust nach Leid gerendet
Dreht gar oft ein Menschenherz.

Caroline Dell.

Leopold Arends.

(Mit Portrait.)

Die Arends'sche Stenographenschule hat neben der Wabelsberger'schen und Stolze'schen in ganz Deutschland hohe Bedeutung und starken Anhang gewonnen. Ohne daß wir hier auf das von Arends begründete System eingehen wollen, muß doch betont werden, daß der Werth desselben in seiner Aufrechthaltung und Verbreitung durch eine zahlreiche Jüngerschaft von selbst liegt, und so wie wir seiner Zeit dem Stolze'schen und Wabelsberger'schen System volle Gerechtigkeit haben widerfahren lassen, widmen wir hiermit auch dem Arends'schen diese anerkennenden Worte und glauben allen Freunden dieser Schule einen Gefallen zu thun, wenn wir ihnen das Portrait des vereinigten Meisters auch in diesen Blättern vor Augen führen. Es geschieht dies zugleich im Hinblick auf die in Berlin erfolgte Feier des 25jährigen Bestehens des Arends'schen Systems von Seiten des Centralvereines Arends'scher Stenographen, deren Programm sich aus musikalischen Vorträgen, Declamationen und Gesängen zusammensetzte. Die Festrede wurde vom Prediger Hübner, einem alten Freunde von Arends und Anhänger des Systems desselben, gehalten; er verbreitete sich über die wissenschaftliche Thätigkeit des Begründers der Schule und sein Familienleben. Durch den von einer jungen Dame gesprochenen Prolog sowohl, wie durch die Rede klang die Klage, daß die Arends'sche Schule noch heute als Afschenbrüdel gehalten werde, während sie durch die vielen Vorzüge ihres Systems zu einer Herrscherrolle berufen sei.

Ebenso vermerken wir bei dieser Gelegenheit, daß am letzten Geburtstage des Meisters, am 1. December 1885, an seinem Sterbehause, Vosselstraße Nr. 16 in Berlin, eine Gedenktafel enthüllt worden ist. Diese zwischen zwei Fenstern des ersten Stockwerkes angebrachte Tafel besteht aus polirtem Granit mit Bronzeletten und trägt in vergoldeten Lettern folgende Inschrift: „In diesem Hause starb am 22. December 1882 Leopold Arends, Begründer der rationalen Volks-Stenographie.“

Leopold Alexander Friedrich Arends wurde am 1. December 1817 in Natischi bei Wina geboren, wo sein Vater einer großen Gärtnerei vorstand. Der Vater war ein geborener Braunschweiger.

Der junge Arends studirte in Dorpat Philosophie und Naturwissenschaften und kam 1844 nach Berlin. Hier schrieb er mancherlei Dramatisches („Abussus Wahl“, „Demosthenes, oder Hellas Untergang“), Musikalisches etc., ohne durchschlagenden Erfolg.

Länger als zehn Jahre arbeitete Leopold Arends an seinem System, ehe er im Jahre 1869 zum ersten Male seinen „Verfaßten einer rationalen Kurzschrift“ veröffentlichte, von welchem 1881 die erste Auflage erschien. Näheres hierüber in H. Graff's Schrift: „Leopold Arends. Eine biographische Skizze“, und in Spanner's „Auswärtigen Conversationslexikon“, welchem letzteren wir auch das beistehende Portrait entnehmen und welches wir hiermit nochmals empfehlen.

Arends schrieb ferner: „Ueber den Sprachgefang der Vorzeit und die Herstellbarkeit der altgriechischen Vocalmusik“ (Berlin 1867). Er starb am 22. December 1882, nachdem er seinem Lebenswerke die Einführung und Verbreitung gesichert hatte.

Seine nach Tausenden zählenden Freunde und Anhänger werden das Andenken des verdienstvollen Mannes stets in hohen Ehren halten.

Ausicht darauf, daß die Stenographie in den höheren Lehranstalten Unterrichtsgegenstand werde, liegt bis auf Weiteres in Preußen wenigstens, nicht vor. Es lag dem preussischen Abgeordnetenhaus eine darauf bezügliche Petition vor, mit dem allerdings bedenklichen Zusatz: es möge das für diesen Zweck geeignete Stenographiesystem durch eine wissenschaftliche Prüfungscommission ausgewählt werden. Namens der Petitionscommission beantragte am 11. März der Abg. Seyffarth (Liegau), über die Petition zur Tagesordnung überzugehen. Der Abg. von Schendendorff schlug folgende motivirte Tagesordnung vor: „Das Haus der Abgeordneten wolle beschließen: In der Erwartung, daß die königliche Staatsregierung im Hinblick auf den Nutzen, welchen die Stenographie, als eine verkürzte Schreibweise, sowohl für den allgemeinen Schulunterricht als auch für das praktische Leben mannigfach zu gewähren im Stande ist, den auf Verbreitung der Stenographie gerichteten Bestrebungen dort, wo sich ein Bedürfniß hierfür zeigt, auch fernerhin eine wohlwollende Beachtung und Förderung neben dem sonstigen Unterricht zu Theil werden lassen wird, über die Petition zur Tagesordnung überzugehen.“ Nach kurzer Debatte, in welcher sich die Abgg. von Schendendorff, Dr. Virchow, Dr. Langenhan für die motivirte Tagesordnung aussprachen, während der Commissar für Unterrichtsangelegenheiten Geheimrath Dr. Bontz und der Abg. Dr. Kropatschek, von Haugwitz und Dr. Peters gegen den Antrag von Schendendorff sprachen, wurde derselbe abgelehnt, der Antrag der Commission dagegen angenommen.



Leopold Arends.

Schlesische Chronik.

Personal-Chronik. Breslau. Der bisherige Director des königlichen Eisenbahn-Betriebsamtes Breslau-Posen, Regierungsrath Braunschweig, ist als Generaldirector in den Dienst des Grafen Hugo Fendel von Donnerstern getreten. — Der hiesige Stadtbauinspector Richard Eger ist als Hilfsarbeiter in das Ministerium der öffentlichen Arbeiten nach Berlin berufen worden. — Gestorben. In Breslau: Am 20. März der seit dem 1. December v. J. pensionirte

Stadtschreiber Adalbert Haud, welcher länger als 26 Jahre der hiesigen Stadtkommune treu und gewissenhaft gedient hatte. — Am 21. März der Bankier Siegmund Sachs, Mitbegründer der Breslauer Wechselbank und bis vor kurzer Zeit Vorsitzender des Aufsichtsrathes derselben. — Am 20. März der königliche Eisenbahn-Betriebssecretär Carl Schwarz, im Alter von 61 Jahren. — In Schweidnitz am 15. März der königliche Superintendent a. D. und

Basior prim. an der Friedensstraße zur heiligen Dreifaltigkeit Fried-
rich Ludwig August Kolffs, acht Tage vor vollendetem 81. Geburts-
jahre. Derselbe war auch lange Zeit Revisor und Kreischulinspector
sowie Director der Schneiderin Schullehrer-Witwen- und Waisen-
kasse. — In Oppeln am 15. März der Premier-Lieutenant im
4. Oberschlesischen Infanterieregiment Nr. 63 und Bezirksadjutant, In-
haber des eisernen Kreuzes zweiter Klasse Victor Morgen, der sich
auch in Oberschlesien um die Begründung und Ausbreitung der Kreis-
schreiberei Darlehenkassen viele Verdienste erworben hat.

Breslau. Zu der Gemäldenauktion bei Theodor Wätjenberg wurden
am 16. März Bilder von A. und O. Achenbach zu 3100 und 3400 M.,
von Pook mit 1830, von Hirt mit 2035 und von Kaufmann mit
850 M. bezahlt. Eine große Zahl von Gemälden und Landschaften
erreichten Preise von 200—600 M. Vor der Auktion erzielten ein
Fabr. Metz 2750 M., ein Bantier 2500 M., Defregger 4400 M.,
Seitz 3000 M., Kaufmann 1100, Nordgren 910, Hünten 600 M. u. s. w.

Breslau. Die beiden im Schlesiens Museum der bildenden Künste
hier befindlichen von H. von Angeli gemalten Bildnisse Herzog R. R. S. P.
des Kronprinzen und der Frau Kronprinzessin werden auf höchsten
Wunsch zur akademischen Jubiläumsausstellung nach Berlin gesandt.
— Das ebenfalls im hiesigen Museum befindliche Gelände von
A. von Werner: „König Wilhelm am Grabe seiner Eltern“ ist für
kurze Zeit behufs Reproduktion für den Schlesiens Kunstverein aus
der Galerie entfernt worden. An seiner Stelle haben eine Marine von
C. Salzmann, die Bozia-Bai in der Magellanstraße und ein Genre-
stück von H. Romberg Aufnahme gefunden.

Kattibor. Nach den Ergebnissen der letzten Volkszählung soll sich
die deutsche Bevölkerung auf dem platten Lande unseres Kreises auf
nur etwa 14 pCt. der Gesamtbevölkerung stellen. In Folge dieses
überwiegenden Resultates hat das königliche Landratsamt an mehrere
Gemeindevorstände die Aufforderung erlassen, die Ziffern der entsprechen-
den Anzahl zu berichtigen. Als Deutsche seien alle die Personen auf-
zuführen, welche sich ohne einen Dolmetscher in deutscher Sprache zu
verständigen vermöchten. Bei Zugrundelegung dieses Maßstabes wird
sich die deutsche Bevölkerung auf dem platten Lande auf wenigstens
50 pCt. der Gesamtbevölkerung stellen.

Kattibor. Unter dem Vorstehe des Weibeinrats von Selchow hat
der landwirthschaftliche Verein „Kattibor“ den Beschluß gefaßt, an den
Reichstagen eine Petition um Belegung aller Fette und Oele, welche
bei der Verwendung von Kunstbutter Verwendung finden, mit dem-
selben Einfuhrzölle, wie Butter, um Stellung der indischen Kunst-
butterfabrikation unter staatliche Controle in Bezug auf das verwendete
Rohmaterial, um Belegung der aus dem Auslande eingeführten Kunst-
butter mit einem Zölle von mindestens 40 Mark für 100 Kilo oder
ganzliches Verbot der Einfuhr sowie um Verbot der Bezeichnung
Margarin, Kunst- oder Milchbutter für das Fabrikat, das vielmehr
nur als Kunst- oder Speisefett verkauft werden soll. Diese Petition
ist an sämtliche landwirthschaftliche Vereine Schlesiens gesandt worden
mit der Aufforderung, sich derselben anzuschließen. Mit der Petition
ging den Vereinen auch eine Begründung derselben zu, in welcher be-
hauptet wird, daß nach im Jahre 1855 aus Kattibor durch Kaufleute
für mehr als eine halbe Million Mark Butter versendet worden sei,
größtentheils das Erzeugniß kleiner Landwirthschaften, während heute in Folge
der Concurrenz der Kunstbutter nicht mehr für ein Mark Butter aus
Kattibor verschickt werde. — Die Agitation sollte sich weniger gegen
die Kunstbutterfabrikation, als vielmehr gegen die Verfälschung guter
Butter mit Margarinbutter richten.

Verurtheilung einer Anshuldigen. Eine in Pohlom, Kreis
Rybnik, bei dem Gutsbesitzer Magurel in Dienste stehende Magd,
Namentl. Eva Ludwig, wurde von ihrem früheren Brodherrn, dem
Bauer Joh. Ghmel in W., Kreis Plesch, vor beinahe fünf Jahren
verdächtig, dessen Taschengeld aus der verloschenen Tischschublade ent-
wendet zu haben. Da die Magd, die durchaus nichts von dem Dieb-
stahl wußte, dem Bauer gegenüber ihre Anschuldung unter Euthenen be-
theuerte, gerieth dieser dermaßen in Wuth, daß er die des Diebstahls
Verdächtige so lange unarmherzig mit einem Stride schlug, bis sie,
den Schmerz nicht mehr ertragend, die ihr zur Last gelegte Beschuldigung
wirklich einkamte. Sofort ließ nun der Bauer die Magd nach Sobraw
in Haft bringen, woselbst sie bei ihrer Vernehmung angeblich aus Angst
zugab, den Abenddiebstahl begangen zu haben, worauf sie eine ledern-
männliche Gefängnisstrafe in Kattibor verbüßte. Jetzt soll sich heraus-
gestellt haben, daß nicht die Verurtheilte, sondern ein bei demselben
Bauer in Diensten stehender Junge den Diebstahl begangen hat; derselbe
soll bereits amtlich verurtheilt worden und aus dem Diebstahls Ge-
ständlich sein. Gegen den Bauer Ob. sollen Seitens der königl. Staats-
anwaltschaft Schritte eingeleitet worden sein. Derselbe könnte doch wohl
nur wegen Mißhandlung und falscher Anshuldigung bestraft werden.

Ein merkwürdiges Buch. Aus dem Verlage von Richard
Breich in Augsburg kommt uns ein auf schlesischem Boden entstandenes,
schlesische Verhältnisse betreffendes Werk zu, welches die allgemeine
und wärmste Beachtung verdient: Aus den Frühlingstagen des

deutschen Vaterlandes, eine schlesische Geschichte von G. von
R.-L. Verfasser der „Kinderherberge“ und „Feldblumen“. Motto:
Von Deutschland kann man in Wahrheit sagen: als es erwachte,
erwachte es zur Gerechtigkeit. Thomas Carlyle. Das Buch enthält
eine überaus stimmungsvolle Erzählung aus den Tagen der Verbannung
durch den übermüthigen Corsen 1810—12, und aus den Tagen der
Erhebung 1813. Wie die Schlesier damals gelitten und welche be-
geisterungsvolle Opfer sie dann zur Befreiung des Vaterlandes gebracht
haben, das ist in dem Buche vorzüglich geschildert. Wie darin aus-
tretenden Charaktere sind von großem Interesse und ihre Schicksale
sehr bewußt geschildert, daß man von lebster Theilnahme ergriffen wird.
Nur die kleinen confessionellen Anstöße wären darin besser vorgeblieben.
Insofern verdient das Werk in weiten Kreisen gelesen zu werden.

Ueber die neue Symphonie des Dr. Bernhard Scholz. Der
bekanntlich Dirigent der Breslauer Orchestervereins-Concerte war und
später von der philosophischen Facultät der Universität Breslau zum
Doctor honoris causa gemacht wurde, spricht Heinrich Heine nach
deren Aufführung durch die königliche Capelle in Berlin folgendes
Urtheil: „Hr — der Breslauer Facultät — ist auch die Symphonie
gewidmet. Verhindert, den Concerte beizuwohnen, habe ich die Symphonie
in der Probe gehört. Der erste Satz ist auf zwei recht ansprechende
Themen gebaut, auch mit vielem Fleiße und Geschick gearbeitet, lebt
sich aber doch gar zu stark an Brahms'sche Harmonik und Durch-
führungsweise an und läßt mißunter Wagner'sche Accorde hören, die
dem idyllischen Charakter der Hauptmotive nicht entsprechen. Wegen
Ende wird der Satz belebt. Das Andante — eine Art Trauer-
marsch — ist nicht gelungen. Nach einem recitativartigen Eingange
beginnt eine düstere, von Violinen getragene Melodie, die weder rhyth-
misch, noch melodisch bestimmten Eindruck hinterläßt. Die Durchführung
ist zu stark instrumentirt und nicht immer von guter Klangwirkung,
wie z. B. die Stelle, wo hohe Oboentöne über einen Paukenwirbel er-
stehen. Auch die Secundenfolgen vor Ende des Satzes bringen wenig
gute Wirkung hervor. Rezend dagegen ist das Sclerzo, und auch das
Finale ist gut gelungen. Das erste beginnt mit einem lustigen, hell
klingenden Motiv, das zwischen den Hörnern getheilt ist und gleich
durch prächtige Rhythmiel und frischen Fluß gute Stimmung erzeugt;
die Instrumentation ist durchaus sehr geschickt und wirksam. Das
Finale erinnert zwar im Anfangsmotiv mit seinen Synkopen stark an
Schumann, aber es ist vornehmlich geföhrt und geht immer rasch vor-
wärts, ohne daß eine Ermüdung der Formkraft bemerkbar wird. Das
Facit des Ganzen ist also ein der Symphonie günstiges, und w. e. mir
von ganz zuverlässiger Seite mitgetheilt wird, hat das bekanntlich zurück-
haltende Publikum der Symphonie-Abende durch seine lebhaft zu-
stimmung über die beiden letzten Sätze das summarische Urtheil gefaßt,
welches ich hier analytisch zu begründen suchte.“

Paul Bayer f. Die getreuen Leser eines Familienblattes sind
gleichsam Mitglieder einer großen Familie und es berührt immer
schmerzlich, wenn der Tod eines dieser Mitglieder hinwegreißt. Ein
solcher treuer Leser unseres Blattes, der jedesmal zu den Ersten ge-
hörte, welche unsere Preisaufgaben lösten, der Eisenbahn-Bureauassistent
Paul Bayer, ein strebsamer junger Mann, einziger Sohn des königl.
Eisenbahnsecretärs R. Bayer und die Hoffnung seiner Eltern, ist am
14 März in dem blühenden Alter von 25 Jahren dahingegangen, wo
das große Räthsel des Menschenalters gelöst erscheint. Wir widmen
seinem Andenken diese Zeilen.

Der Hansvater im Ammendienste. (Mit Illustration.) „Nieder
Polz fällt, der Inkrant jäten, als Kinder warten,“ so ungeliebt denkt
der kernste Baueremann, den unsere Abbildung so charakteristisch dar-
stellt. Seine nervige Faust, die gewohnt ist, die Art oder Säge, den
Rechen, die Heugabel oder den Pflug zu führen, zeigt sich etwas läppisch
in der Handhabung des zierlichen Kinderstoffs, um das kleine Menschen-
wesen, dem der Mann das Leben gegeben, Nahrung zu reichen. Denn
das theuere Bündelchen ist gar ungeberdig und bißt sich, wenn nichts
mehr sonst verfängt, mit Zappeln und Schreien, wobei dem rauhen
Bebauer des Feldes der Angschweiß auf die Stirne tritt.

Daß seine Stimmung nichts weniger als rosig ist, steht auf seinen
Weichzügen deutlich geschrieben. Er möchte wohl lieber mit seinen
Wäulen handiren, als das Mädchen filtern, dem so wenig harmonische
Laute entschlüpfen.

Doch was hilft es, er sügt sich in's Unvermeidliche. Die Vater-
liebe und Zuneigung zu seinem Fräulein hält ihn im Banne. Und
mit zärtlichem Stolze schaut die junge Mutter auf den Vorgang, der
ihre viel wichtiger ist als alle sonstigen Angelegenheiten des Hauses
und der Wirthschaft. Das kleine Wesen ist ihre Welt, um die sich
ihre Gedanken und Sorgen bewegen bei Tag und bei Nacht.

Wir erinnern dabei an jenen thüringischen Fischer, der mit seiner
Familie vor verberblichen Feinden, die ihm auf dem Fuße folgten,
auf der Flucht war. „Halt!“ rief er, als sein jüngerer Sprößling vor
Dunger jämmerlich jorzte, „das Kind muß trinken und wenn darüber
das ganze römisch-deutsche Reich zu Grunde ginge.“

Allerlei Nützliches.

Zur Glasverfälschung gebraucht man zweierlei Flüssigkeiten: 1. die eigentliche Silberflüssigkeit. Um diese zu erhalten, verreibt man 4 Gramm feinstkörniges Silbernitrat in einer Porzellanale ganz fein, sehr tropfenweise Ammoniak (nicht zu starkes) hinzu, bis die Flüssigkeit, die sich Anfangs trübt, wieder vollkommen geworden ist. Zu dieser Flüssigkeit giebt man 1 Gramm fein zerriebenes schwefelsaures Ammoniak und verdammt in 350 Gramm destillirtem Wasser. Diese Verfälscherungsflüssigkeit löst sich in einer mit Glasstöpsel versehenen Flasche an einem dunklen Ort lange Zeit ohne Veränderung aufzuwahren. 2. die Reductionsflüssigkeit. 1,2 Gramm reiner Zucker- oder Traubenzucker wird in 350 Gramm destillirtem Wasser aufgelöst, sodann noch 3 Gramm reines Kalzium hinzugegeben. Von dieser Reductionsflüssigkeit bereitet man immer nur ein kleines Quantum für den augenblicklichen Bedarf. Will man mit diesen beiden Flüssigkeiten Wohlglas verfabern, so mischt man in einem besonderen Glasgefäße gleiche Raumtheile derselben, gießt dieses Gemisch in das zu verfabrende Glas und dreht letzteres dann so, daß die Innenseite überall von der Flüssigkeit benetzt wird. Nach Verlauf von 10 bis 12 Minuten ist der Proceß beendet. Zur Verfälschung der Glasgefäße von außen legt oder hängt man dieselben in einen Was- oder Vorzellanfaß und giebt dann eine genügende Menge der Silberflüssigkeit hinzu. Durch Hin- und Herbewegen kann leicht bis zu einer gewissen Höhe damit benetzt werden. Sobald die Verfälschung nach zwei- bis dreimaliger Behandlung die gehörige Stärke erlangt hat, spült man die Gläser mit destillirtem oder Regenwasser gut ab und läßt sie an der Luft vollkommen trocken werden. Die Rückseite der Verfälschung wird mit einem Firnis überzogen, den man durch Auflösung von 1 Gewichtstheil Dammarharz in 12 Theilen Schwefeläther, event. mit etwas Farbzugabe, z. B. Korbholländ, erhält. Der Firnis wird mit einem Pinselchen leicht und gleichmäßig aufgetragen. Ist die Firnisflüssigkeit trocken geworden, so kann man von der gegenüber Seite das angelegte Silber von Stellen, wo man es nicht zu haben wünscht, mit einigen Tropfen Salpetersäure, resp. damit benetztem Fliesspapier oder Baumwolle leicht hinwegnehmen (Polytechnisches Notizblatt.)

für's Haus.

Billigere Kost. Buchweizen, Hirse, Bohnen, Erbsen, magerer Käse, Ochsenleber, Schweinefleisch, Ochsen-, Kalb- und Schafköpfe, Stockfisch, Heringe, Blut zc. sind billigere Kost als Fleisch und andere feine Speisen, aber oft nahrungsreicher als diese. Mutter hat keinen höheren Nahrungswert als das billigere Schweine-, Rind-, oder Hammelfleisch, $3\frac{1}{2}$ Liter Milch, $1\frac{1}{2}$ Kg. Hülsenfrüchte soviel wie 1 Kg. Fleisch. Die stärksten Thiere, Elephanten, Ochsen, Pferde zc. sind Pflanzenfresser. Die kräftigste Landbevölkerung ernährt sich vorzugsweise von Hülsenfrüchten, Kartoffeln und von den verhältnismäßig billigen thierischen Nahrungsmitteln Milch und Käse. Hülsenfrüchte werden wohlschmeckender und verdaulicher, wenn dieselben 24 Stunden in warmes Wasser aufgeweicht, dann das Wasser abgeseigt und die Erbsen zc. einige Tage stehen bleiben, bis der Keim zum Vorschein kommt. Durch dieses Mähen werden die Erbsen auch süßer. Ein Zusatz von einigen Gramm kohlensaurem Natron auf 1 Kg. befördert das Weichwerden.

KrySTALLISCHER KITT. Für Glas, Porzellan zc. kann man einen durchsichtigen Kitt in folgender Weise herstellen: In einer geschlossenen Flasche löst man 75 Th. in Essige geschnittenen Kauchaut in 60 Th. Chloroform auf, fügt noch 15 Th. Wollz zu hinzu und läßt dann so lange in der Kälte stehen, bis sich Alles aufgelöst hat.

Chlorwasser als Mittel gegen Verbrennungen. Nach der „Pharmac. Centralh.“ empfiehlt sich die Anwendung von chlorwasser als Heilmittel für leichtere und schwerere Verbrennungen. Dasselbe soll die Wirkung haben, daß der Heilungsproceß rasch beginnt und die rauhe Oberfläche der verbrannten Stelle sich bald mit neuer Haut bedeckt. Bei leichten Verbrennungen werden die sich bildenden Brandblasen aufgeschoben, auf die Wunde ein Drei von Brot und Wasser aufgelegt und derselbe von Zeit zu Zeit erneuert, bis sich die Oberhaut abgeholt hat. Dann werden Compressen aufgelegt, die mit einer 1 procentigen Lösung von chlorwasser getränkt sind, und dieselben täglich erneuert.

Allerlei Heiteres.

Gelochten-Futter. Der Graf von Manteuffel, kurfürstlich sächsischer Minister, hatte einst während seiner Anwesenheit in Leipzig einige der vornehmsten Professoren zur Tafel gebeten, unter ihnen befand sich auch der berühmte Johann Matthias Gesner. Man kam unter Anderem auch auf den Gehalt öffentlicher akademischer Lehret zu sprechen und der Graf war der Meinung: man müsse sie — so war sein Ausdruck — wie Jagdhunde nicht zu stark füttern, sonst jagten sie nicht. Die Anwesenden

schwiegen, viellecht aus Unpfechtlichkeit über die Vergleichung, viellecht auch, weil man die Gehaltsgeheimnisse verloren hatte. Gesner, zur Antwort kurziger, erwiderte: „Um Vergeltung bitte ich um Vergeltung, doch ich widersprechen muß. Ihre Ragen muß man sie füttern, sonst jagen sie keine Mäuse.“

Er oder Sie. Man weiß, daß der alte berühmte Bechler Urnecht in Leipzig die Gewandtheit hatte, Studierende klammerter Er zu nennen, wahrscheinlich hatte er sich das in seinen früheren Jahren, wo selbst angelebte Männer unabsichtlich und (deshalb) sich ebenfalls nannten, angeeignet. Einst, als er Rektor der Universität war, nach ein Studierender, der seinem Wirthe eine Ohrfeige gegeben hatte, vor das akademische Gericht gefordert. Er ersah in einer der ersten Fragen, welche Urnecht als Richter an ihn that, war diese: „Warum hat Er seinen Wirthe eine Ohrfeige gegeben?“ „O, Magnificenz“, antwortete der Studiosus leugerte, „der Rekt nannte mich Er, und das ist offenbar wider die Achtung, die man einem Leipziger Studenten schuldig ist.“ Der Rektor, der sich von dem strengen Grundsatze des jungen Mannes in Rücksicht des sogenannten Ehrenpunktes übergrugte, wandelte das Er sogleich in ein geläufigeres Er um.

Trudschler. In dem Berichte eines preussischen Vorablaters über die Lüdigung eines Elephanten in Hamburg hieß es am Schluß: „Nach zehn Minuten war der Koloss eine Leiche.“

Beim Schweineflächten. Der alte Meier, welcher nicht allein am Viertische, sondern auch in der Stadt feilsch das Hori führt und sich überall bemerkbar macht, ist auch ein großer Verehrer von der Schnauze des Schwane. Eine Portion hat er bereits vermischt und bestellt beim Kellerer eine zweite. Der Kellerer ruft in's Buffet: „Für Herrn Meier noch eine Schnauze, aber eine große!“

Nach der Civiltrauung. Der Amtsdienere hilft dem Brautvermählten seinen Leberrod anziehen: So, Euer Gnaden! — Der Brautvermählte: Hier, guter Mann (giebt ihm ein Doucour). — Der Amtsdienere: Dank schön! Kommen S' bald wieder, Euer Gnaden!

Ein Hunger Junge. Der Onkel: „Weil Du so brav gemessen bist, Anton, werde ich Dich belohnen.“ Hält ihm einen Groschen und eine Banknote hin.) „Was willst Du lieber, den Groschen oder das Papier?“ — Der kleine Anton: Nun, weilt Du, wickel mir den Groschen in das Papierchen!“

Spiele und Denkaufgaben.

Citaten-Räthsel von J. W. Petersohn.

Der Anfang eines bekannten Liebes besetzt aus sieben Worten, welche der Reihe nach in folgenden sieben Citaten enthalten sind, also daß erste Wort im ersten, das zweite im zweiten zc.

1.

Jahre lang schon bedien' ich mich meiner Nase zum Nicken;
Hab' ich den wirklich an sie auch ein erweisliches Recht?

2.

Nach ergreift, ich weiß nicht wie,
Sinnlich's Begehren;
Will michs etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?

3.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken
Und die Schiffsahrt selbst erweist sie kaum,
Doch auf ihrem unermessnen Rücken
Ist für zehn Glückliche nicht Raum.

4.

Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide.

5.

Nun soll ich gar von Haus zu Haus
Die losen Blätter alle sammeln.

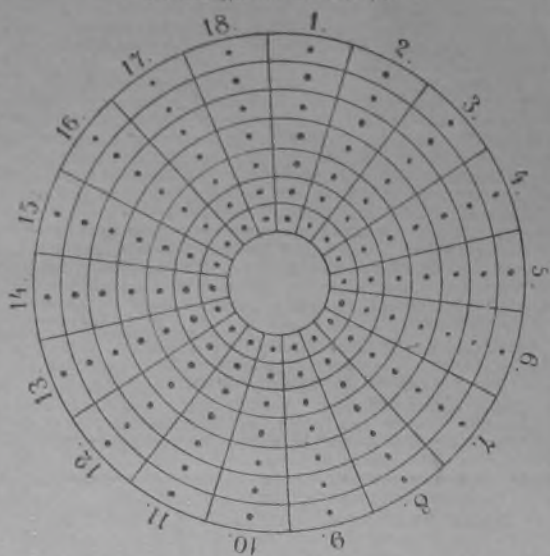
6.

Fürs Mädchen manches Blümchen
Erbat ich mir von dir;
Ich komm' und bitte wieder,
Und du — du giebst es mir.

7.

„Halt!“ rief ich Jäh: „was giebt es da?
Was soll der Pant bedeuten?
Ihr seid so wie die Menschen ja,
Die auch um nichts sich streiten.
Still! der Proceß ist beigelegt,
Ich kenne eure Klünste —
Der Hand allein, die auch bewegt,
Gehören die Verdienste.“

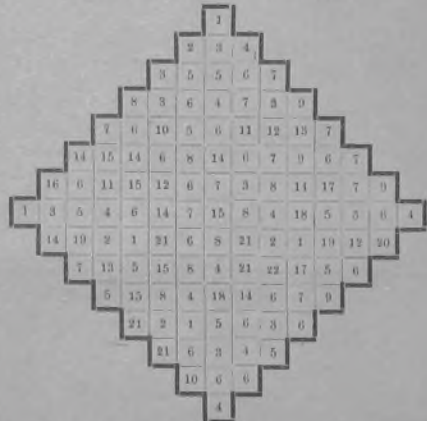
Kreuzräthsel von C. in Patschau.



Jeder Punkt stellt einen Buchstaben vor.

Zu obiger Figur sind 18 Wörter enthalten, welche von außen nach innen gelesen bedeuten: 1. einen römischen Feldherrn, 2. eine Republik in Süd-Amerika, 3. eine Art Schreibstift, 4. ein Vorgebirge von Neu-Seeland, 5. einen Fluß in Sibirien, 6. ein Gebirge in Italien, 7. Bezeichnung für einen alten Krieger, 8. einen Namen für Kleinasien, 9. einen weiblichen Namen, 10. eine Moos-Art, 11. eine Tochter Agamemmons, 12. einen gelehrten der Reformationszeit, 13. eine Rolle aus Schillers; „Jungfrau von Orleans“, 14. einen spanischen Edelmann, 15. einen Monat, 16. einen weiblichen Name, 17. eine Rechenaufgabe, 18. eine Aynappe. — Die Buchstaben des äußeren Kreises, (11 Consonanten und 7 Vocale) nennen den vollen Namen eines berühmten Componisten, die Buchstaben des inneren Kreises ergeben eine feiner bedeutendsten Compositionen.

Diamant-Räthsel von M. Niewiesch.



Die achte Reihe von oben nach unten und von links nach rechts gelesen bezeichnet eine altdeutsche Seldensage. Die einzelnen Reihen selbst: 1. einen Consonant, 2. einen spanischen Helden, 3. Nebenfluß der Donau, 4. Gegenstück von hoch, 5. Spiegelsvorrichtung, 6. Regentenhaut in Oesterreich, 7. Stadt im Ural, 8. eine altdeutsche Seldensage, 9. eine Art Bewaffneter im Mittelalter, 10. Namen für riefige Standbilder vor manchen Rathhäusern, 11. eine Stadt in Brandenburg, 12. Fisch-

gattung, 13. einen Osterreichischen Dichter, 14. Weiß bösen und guten Charakter, 15. einen Consonant.

Silben-Räthsel von W. Brunken.

Aus den Silben

- a, bri, dar, do, dor, del, di, dru, o, er, ou, sel, for, furt, ga, goo, i, i, io, lan, lau, le, leigh, low, mon, mold, na, na, ne, ni, nie, ra, ru, ra, ra, re, ri, san, aus, tar, to, veau, ven, von, vor, vol, wal, wald, zo

Sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Dichter und den Titel eines Gedichts derselben ergeben.

Die 17 Wörter bezeichnen: 1. eine Insel im Mittelmeer, 2. eine Stadt in Preußen, 3. eine Stadt in Nordamerika, 4. eine deutsche Hauptstadt, 5. einen Fluß in Aften, 6. ein europäisches Reich, 7. einen Unionsstaat, 8. ein Fremdwort für wagrechte Fläche, 9. einen römischen Feldherrn, 10. eine englische Bezeichnung für „Genosse“, 11. eine Stadt in Italien, 12. einen mährischen Vornamen, 13. ein Webtuch, 14. eine Stadt in der Schweiz, 15. eine andere Benennung für „Vorrathsverzeichnis“, 16. einen Mädchennamen, 17. eine Waffe.

Correspondenz.

H. B. in C. Gest. wollen wir an dieser Stelle die Frucht Ihres jugendlichen Wunsches aufnehmen. Möge Ihnen der Wunsch dieser gerundeten Formel sehr nützlich sein!

Sonett.

Was Wagner sang und Goethe that, Was Schiller uns gegeben, Wird einst, ewig leben, Und doch spricht schon die neue Saat.

Ich fühle doch den Saft der Reben, Das deutsche Winterblatt Auf seinem alten Stab, Sie wachen sanft heimelicherweben,

Wenn auch im stillen Versteck Die Saaten ruhig schlafen, Wenn ferne Regen gießen,

So ist doch's Frühkorn offen auch Wenn kalte Winde tosen, Es trägt der Herbst aus Reben.

Alexis B. in C.

H. G. in Breslau. Soll bald zum Abdruck kommen.

G. H. -ing in G. -au. Zu zur Aufnahme geeignet.

G. v. G. in Patschau. Vielen Dank!

Max B. in Cyprien. Von unserer Epitheton werden alle Nummern dieser Blätter sich pünktlich verlesen. Ihre Fragen richten sich nicht zur Beantwortung in dieser Nummer. Wir besorgen Ihnen aber die beliebigen Dinge auch ohne Ausnahm zu geben.

H. Viedel. Zur Vertilgung der Haus- und Feldmäuse empfiehlt sich dies Mittel: 5 Gramm gefüllter tabakraurer Barch, 1 Gramm Zucker, 20 Gramm Brot werden mit wenig Wasser zu einer Masse gemischt und 100 Mäuse gemacht, diese Mäuse werden in Mehl gewickelt und an Stellen, wo sich Mäuse befinden, ausgelegt.

Universitätslehrer W. W. in G.-A.-bad. „Ein augenblicklich bedeutendsten Numismatiker Schlieffens“ können wir Ihnen nicht nennen. Wir empfehlen Ihnen jedoch Herrn ed. Wartenag, Breslau, Rathhaus 20-21, und Stadtbibliothek Dr. Wartenag.

Wolff 24-1 in G.-19. Nur das Diamant-Räthsel; die übrigen sind nach Wunsch, tel. Form nicht genügend annehmbar.

Unberechtigter Nachdruck aus dem gesammten Inhalte dieses Blattes ist unterjagt; Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Die geehrten Leser dieser Anzeige belieben sich die Firma des Fabrikanten und Kaiserlich Königl. Hoflieferanten F. V. Grünfeld, Landesgut in Schlesien, vorzumerken, um bei Bedarf in welschen wie bunten Leinen- und Baumwollen-Waaren, Tisch-Gedecken, Handtüchern etc. sich Preis-Liste oder Muster kommen zu lassen, welche portofrei versandt werden. Bei Anschaffung von Ausstattungen oder beabsichtigten größeren Einkäufen dürfte es lohnend sein, selbst aus größerer Entfernung eine Reise nach Landesgut zu unternehmen. Der Monumentalbau des Geschäftshauses bildet eine Sehenswürdigkeit.

Brustleidenden

Ich, W. K. auch mein v. Herz. aufgesch. empfiehl ich, sehr hoch, aufgesch. gewef., meine ich stets demüth., behördlich genau geprüfte, fast kostenlose Radikalur. Gähre, zeugt, aus dem höchst, resp. B. Gähre, des Verbens an P. Weidmann, Treppen-Vierchen.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau, empfehle ich, sehr hoch, aufgesch. gewef., meine ich stets demüth., behördlich genau geprüfte, fast kostenlose Radikalur.

W a n o. Heftel von Paul Lindau. Fünfte Auflage. Gleg. brosch. M. 4.50; fein gebund. M. 5.50.

Inhalt: Die Hexe von Weimar. Silberscher Roman von Julius Wolff. (Fortsetzung). — Der nichtdicke Baronet Gustobas. (Mit Illustration). — Meines Lebens Roman. Roman von W. von G. (Fortsetzung). — Eine Erinnerung an Anastasius Grün. (Mit Illustration). — Der Kaiser im Reichthum Jahrbuch. — Berliner Stadtmuster. Skizze aus dem Berliner Arbeiterleben von W. R. Krieger. — Ein schillerlicher Künstler des — Leopold Brendel. (Mit Portrait). — Schlesische Chronik. — Artikel Nützlich. — Für's Haus. — Artikel Geistes. — Spiele und Benutzgaben. — Correspondenz.